

Det här verket har digitaliserats vid Göteborgs universitetsbibliotek.  
Alla tryckta texter är OCR-tolkade till maskinläsbar text. Det betyder att du kan söka och kopiera texten från dokumentet. Vissa äldre dokument med dåligt tryck kan vara svåra att OCR-tolka korrekt vilket medför att den OCR-tolkade texten kan innehålla fel och därför bör man visuellt jämföra med verkets bilder för att avgöra vad som är riktigt.

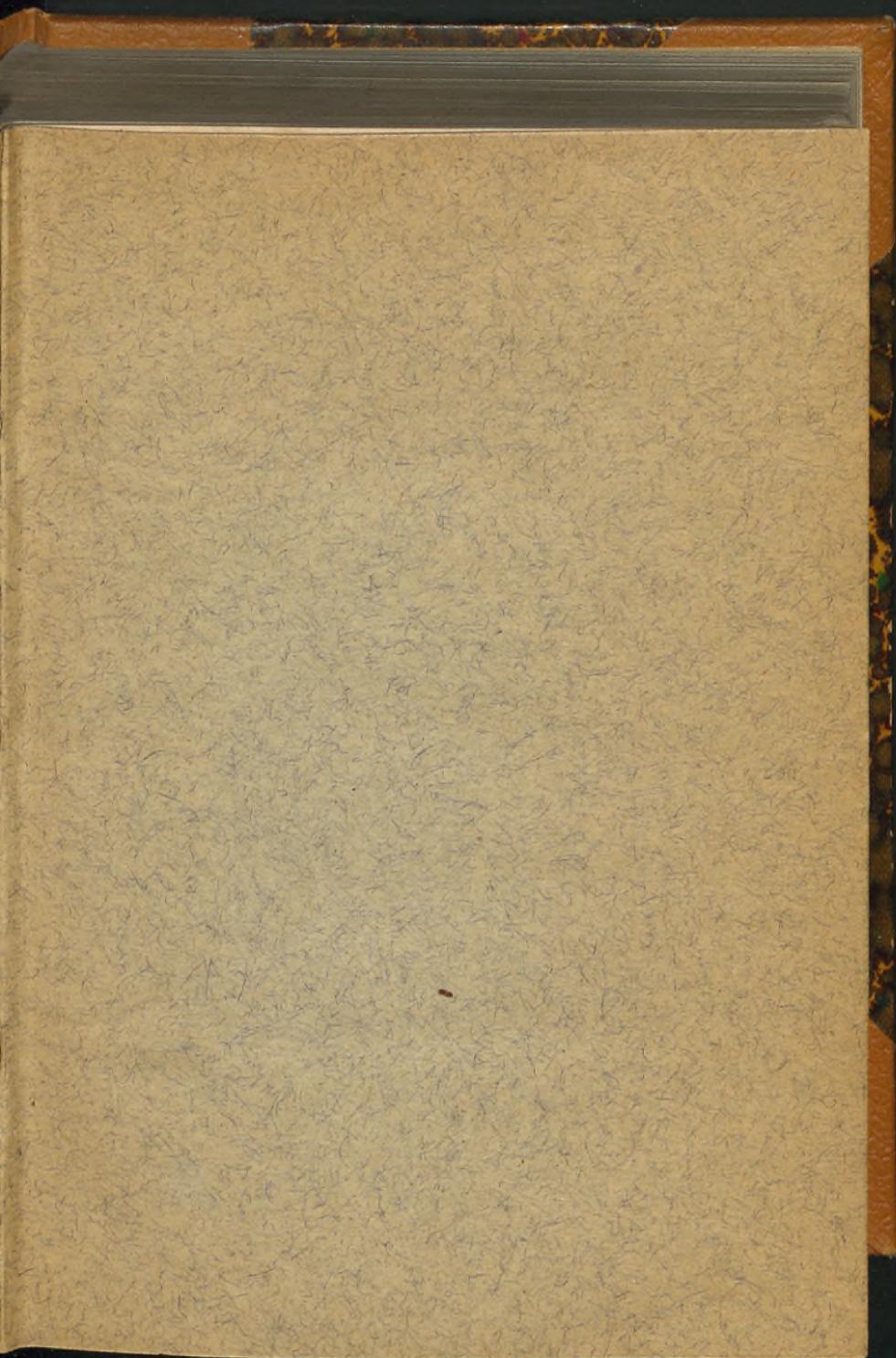
This work has been digitised at Gothenburg University Library.  
All printed texts have been OCR-processed and converted to machine readable text.  
This means that you can search and copy text from the document. Some early printed books are hard to OCR-process correctly and the text may contain errors, so one should always visually compare it with the images to determine what is correct.

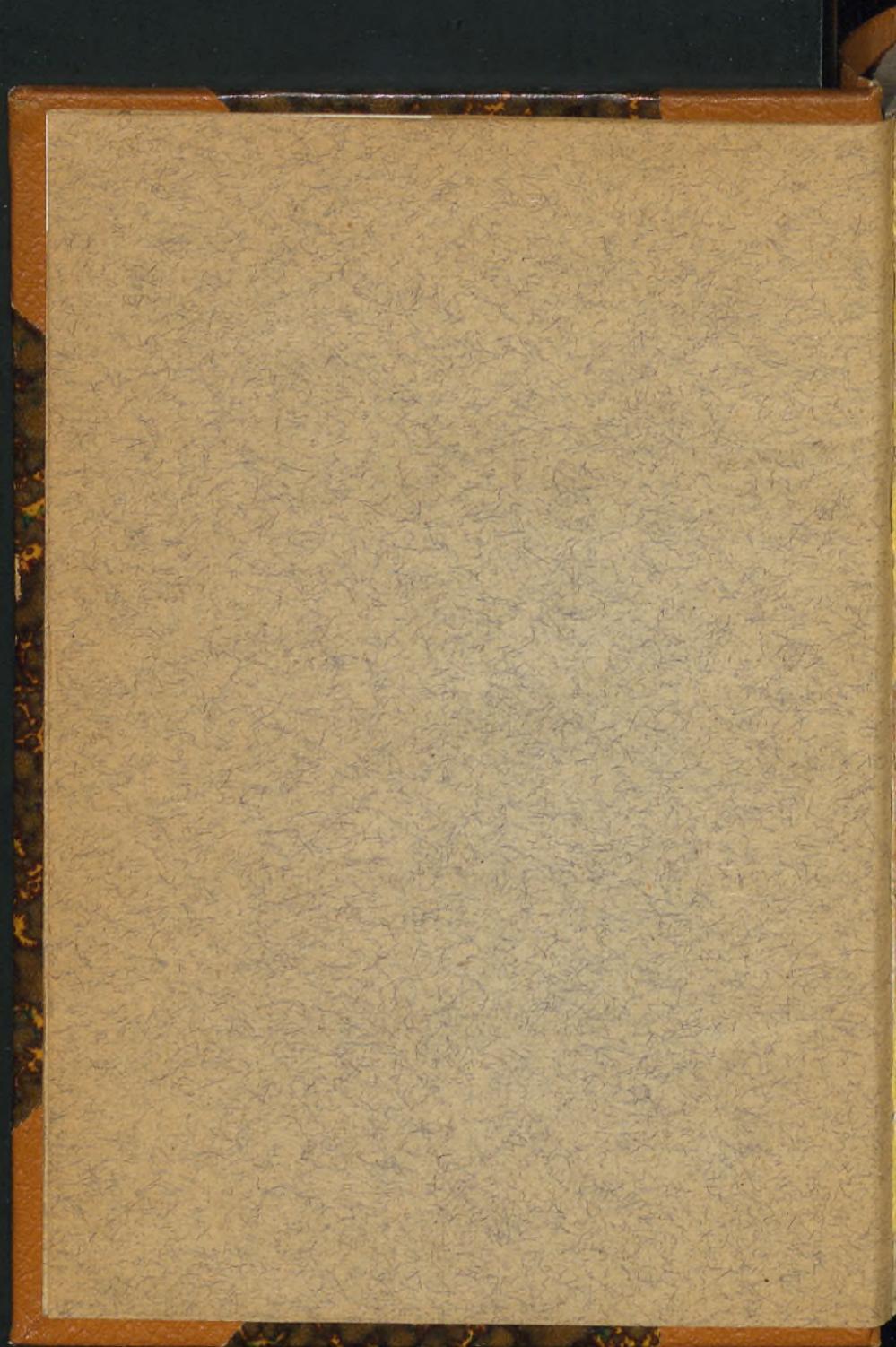




Litt.  
Sv.







Europäische Bibliothek

101

Neuer vollständiger Literatur

Verzeichniß, Frankreichs, Englands, Italiens,  
Schweiz und Spaniens.

Zur neuen Sammlung 823. Band.

17. Seite 63.

Der Preis wird von der Bibliothek

bezahlt.

1783

Verlag des Verlegers

1783

# Europäische Bibliothek

der

neuen belletristischen Literatur

Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens,  
Hollands und Skandinaviens.

Der ganzen Sammlung 863. Band.

---

IX. Serie. 63.

Die feine Welt von Gothenburg.

Fünfter Theil.

---

G r i m m a,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1853.

Die  
feine Welt von Gothenburg.

Ein Roman

der Vergangenheit und Gegenwart.

Aus dem Schwedischen übertragen

von

A. Kresschmar.

*C. E. Beckman*

Fünfter Theil.

---

Grimma,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1853.

12  
Königliche Bibliothek  
Leipzig

Verzeichnis der Bücher

der Bibliothek des Königs  
von Sachsen zu Leipzig  
aus dem Jahre 1788

12. Register

1788

Die feine Welt von Gothenburg.

---

Fünfter Theil.

Die kleine Welt von Göttingen.

Sechster Theil.

## Dunkle Wege.

(Fortsetzung.)

### Siebentes Kapitel.

Als Lauretta wieder zur Besinnung kam, befand sie sich in schwarzer Finsterniß. Aus der Bewegung, durch welche sie sich fortgetragen fühlte, schloß sie, daß sie sich in einem Wagen befand. Es dauerte einige Zeit, ehe sie sich die Situation zurückrufen konnte, in welcher sie zum letzten Male das Licht gesehen. Dann rief sie:

„O mein Himmel, wo bin ich?“

Niemand antwortete ihr. Sie streckte die Hand aus und stieß an ein Degengefäß. Gleichzeitig hörte sie die rauhe Stimme eines Mannes, der, halb wach, halb schlafend, einige Worte stammelte, die sie nicht verstehen konnte.

Das Bild der beiden Männer, welche sie so sehr erschreckt hatten, stellte sich ihrem Geiste dar. Sie schauderte.

Der Mann, welcher neben ihr saß, gähnte und drehte sich nach ihr herum.

Die Nacht war, obschon der Sommer weit vorgerückt war, etwas kühl und feucht. Lauretta war nicht an die Nachtluft gewöhnt. Sie zitterte vor Kälte.

Ihr Reisegefährte gähnte zum zweiten Male. Er fragte sie, ob sie wünsche, daß er sie in seinen Tuchmantel hülle. Diese wenigen Worte reichten hin, um ihr die Gewißheit zu geben, daß es nicht Theodor war, wie sie Anfangs gefürchtet, dessen Degen sie zufällig berührt hatte.

Jener grausame Schmerz, der dem Unglücklichen nicht einmal erlaubt, sich durch Thränen das Herz zu erleichtern, läßt ihm auch selten den Gebrauch der Sprache. Von dieser Art war der Zustand der unglücklichen Lauretta. Ungeachtet aller ihrer Anstrengungen konnte sie nicht ein einziges Wort hervorbringen. Dieses unfreiwillige Schweigen vermehrte noch ihre Qualen. Endlich quollen doch einige Thränen hervor, und sie wiederholte mit großer Mühe ihre erste Frage:

„Wo bin ich?“

„Ich darf auf diese Frage nicht antworten,“ sagte ihr Reisegefährte.

Die Stimme des Mannes war rau, aber dennoch war sie weit entfernt, den Ausdruck von Härte zu besitzen, auf welchen Lauretta sich gefaßt gemacht hatte.

„Wo führt Ihr mich hin?“ fragte Lauretta wieder.

Sie wiederholte diese Frage drei Mal, und drei Mal blieb sie unbeantwortet.

„Ist der Chevalier von Vignon mit hier?“ fragte sie dann.

„Nein,“ antwortete der Mann, „ich glaube, Ihnen sagen zu dürfen, daß er auf dem Schlosse ist.“

Dies war die einzige Antwort, die sie auf alle ihre Fragen erhalten konnte. Sie wußte nicht, was sie zu hoffen oder zu fürchten hatte. Die undurchdringliche Finsterniß der Nacht vermehrte noch ihre Furcht und ihr Entsetzen. Sie bildete sich ein, ihr Reisegefährte sei von Theodor beauftragt, sie zu ermorden, um sie dafür zu strafen, daß sie seine Liebe verachtet hatte.

Bald nachher redete ihr Begleiter sie an. Er glaubte, bloß die Kälte sei die Ursache ihres Zitterns und Zähnkloppens. Er machte ihr demgemäß den Vorschlag, einige Tropfen Brantwein zu trinken, und zwar aus einer Flasche, welcher er selbst fleißig zusprach.

Lauretta war für seine Aufmerksamkeiten ganz unempfindlich.

„O Alphons,“ rief sie unaufhörlich, „werde ich Dich denn nie wieder sehen?“

So vergingen drei Stunden unter den gräßlichen Qualen der grausamsten Ungewißheit. Endlich hielt der Wagen.

Ihr Begleiter stieg sofort aus, nachdem er seine Gefangene der Obhut seines Kameraden empfohlen, und klopfte an eine Thür. Es erschien sodann eine dritte Person, die eine Laterne in der Hand hielt.

Der Mann, der sie nach dem Aussteigen des ersten am Arme festgehalten hatte, führte oder trug sie vielmehr hinauf in die Gaststube eines Wirthshauses, wo Alles eine außerordentliche Armuth und eine Unsauberkeit verrieth, die noch schlimmer war als die Armuth. Er setzte sie auf einen Stuhl, worauf er nach der Thür zurückkehrte und den Wirth mit einer Fluth von Flüchen überschüttete, welche gleichzeitig bedeuteten, sowohl daß seine Pferde Futter bedürften, als auch, daß seine Schnapsflasche leer sei.

Hierauf näherte er sich dem Kamin. Einem großen Hunde, der friedlich in einer Ecke schlief, versetzte er einen tüchtigen Fußtritt und nahm dann neben Lauretta Platz.

Sein Kamerad trat ein und setzte sich gegenüber.

Lauretta glaubte einen schwachen Schimmer von Mitleiden in den Augen dieses Mannes zu sehen, und um diesen Augenblick zu benutzen, wo sie glaubte, daß sein Herz den Gefühlen der Menschlichkeit offen sei, fiel sie ihm zu Füßen, beschwor ihn, Mitleiden mit ihrem Unglück zu haben und sie wieder zu ihrem Alphons zu bringen.

Ehe er noch antworten konnte, sah sie den andern Mann sich von seinem Stuhle erheben und um sie herum gehen. Sie bemerkte, daß sein Degen halb aus der Scheide gezogen war. Nun glaubte sie, daß alle ihre Befürchtungen in Erfüllung gehen würden. Sie ergriff die Hand des Mannes, dem sie sich zu Füßen geworfen, stieß einen lauten Schrei aus und sank betäubungslös zur Erde nieder.

Als sie wieder zu sich kam, sah sie sich noch auf der Erde liegend, mit dem Kopfe auf den Knien einer Frau, welcher ihre männlichen Züge und ihr muskulöser Körperbau das Ansehen eines verkleideten Mannes gaben.

Während der ganzen Zeit, wo Lauretta sich in einem Zustande der Bewußtlosigkeit befunden, hatte ihr die Wirthin die Schläfe mit einer spirituösen Flüssigkeit gerieben. Als sie wieder zum Leben erwacht war, nöthigte die Wirthin sie, ein paar Tropfen von derselben Flüssigkeit zu trinken, welche sie äußerlich angewendet.

Sie ward hierauf wieder auf den Stuhl gesetzt, auf dem sie gesessen, ehe sie das Bewußtsein verloren. Sie sah jetzt, daß mehrere andere Männer in die Stube getreten waren, und gewahrte unter ihnen den Schurken, der ihr so großen Schrecken verursacht hatte; aber vergebens suchte sie mit den Augen den, welcher ihr im Wagen zunächst gesessen hatte.

Nicht im Stande, länger den Anblick ihres abscheulichen Wächters zu ertragen, bat Lauretta die Wirthin, sie in das Zimmer zu führen, wo sie schlafen sollte. Grunzer — so hieß der Mann, vor welchem Lauretta so große Furcht hatte — befahl der Wirthin, nicht zu gehorchen, weil sie augenblicklich wieder abreisen würden.

Die Wirthin war, ungeachtet der Härte ihrer Gesichtszüge, den mitleidigeren Regungen ihres Geschlechtes nicht fremd. Sie gab Lauretta durch einen Blick zu verstehen, daß sie ihr gern ihre Bitte gewähren würde, aber nicht wagen dürfe, Grunzers Befehlen zuwider zu handeln.

Dieser befahl dem Wirth, wieder anspannen zu lassen und Alles zur Weiterreise vorzubereiten. Man gehorchte ihm augenblicklich.

Als Lauretta wieder in den Wagen gestiegen war, folgte ihr Grunzer, und dann stieg noch ein Mann ein, dessen Gesicht beim Scheine der vom Wirth ge-

haltenen Laterne ihr noch wilder und entsetzlicher vor-  
kam, als das des brutalen Grunzer.

Sie fuhren ab und lange Zeit sprachen weder  
Lauretta noch ihre beiden Hüter ein einziges Wort.

Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne er-  
füllten das bekümmerte Herz Lauretta's mit wonnigem  
Gefühle. Sie sagte sich selbst, daß diese Menschen,  
wenn sie den Befehl gehabt hätten, sie umzubringen,  
ihr Verbrechen wahrscheinlich noch im Schutze der  
Nacht vollführt haben würden.

Die Gegend, durch welche sie reis'ten, war un-  
fruchtbar und kahl, mit Ausnahme einiger Striche, wo  
sich kleine Gruppen von Weinstöcken zeigten.

Lauretta's Muth war mit dem Tage zurückgekehrt.  
Sie wagte zu fragen, wo sie wären.

„Wir werden jetzt nur noch eine Meile zurück-  
legen,“ antwortete Grunzer, „und dann die Nacht ab-  
warten.“

Diese Antwort machte Lauretta wieder sehr nie-  
dergeschlagen. Sie schloß daraus, daß Theodor ihren  
Führern untersagt hatte, während des Tages zu reisen.

Sie bogen von der Straße ab, welcher sie bis  
jetzt gefolgt waren. Sie kamen in einen dichten Wald.  
Der Boden war mit Ginster bedeckt. Da es hier keinen  
gebahnten Weg gab, so hatte der Wagen viele Mühe,  
vorwärts zu kommen.

Plötzlich erblickte Lauretta ein kleines mit Stroh gedecktes Haus. Als der Wagen vor demselben angelangt war, machte er Halt. Halberg — so hieß Grunzer's Kamerad — stieg aus und meldete ihre Ankunft, indem er ein paar heftige Faustschläge an die Thür that.

Ein halb angekleideter Mann öffnete. Er hatte ganz das Ansehen eines Bauern. Lauretta ward in ein Zimmer geführt, welches gleichzeitig die Küche und das Schlafzimmer des Bauern und seiner Frau war. Diese Letztere war, als Lauretta mit ihren Begleitern eintrat, eben beschäftigt, sich hinter einem zerrissenen Vorhange anzuziehen, der sie den Augen ihrer Gäste nur unzureichend verhüllte.

Lauretta, die zu matt war, um sich auf den Füßen zu halten, setzte sich auf eine vor dem Kamin stehende Bank. Grunzer und sein Kamerad sprachen leise mit dem Bauer.

Die gute Frau war nicht so bald angekleidet, als sie hinter ihrer durchlöchernten spanischen Wand zum Vorschein kam. Sie begann damit, daß sie sich bei Lauretta entschuldigte, daß sie nicht eher bereit gewesen, sie zu empfangen, und bat sie dann, ihr in ein bequemes Zimmer zu folgen. Lauretta folgte mit langsamen und wankenden Schritten ihrer Wirthin, die sie eine Treppe oder vielmehr eine Leiter hinaufsteigen ließ. Diese Treppe führte zu einem kleinen Zimmer,

dessen Geräthschaften aus einem armseligen Bett, einem schlechten Stuhl und einem großen Koffer bestanden, der gleichzeitig die Stelle einer Kommode, eines Sessels und eines Tisches vertrat.

Nanny — so hieß die Bäuerin — schloß die Thür. Nachdem sie Lauretta auf dem Stuhle hatte Platz nehmen lassen, begann sie wieder sich zu entschuldigen, daß sie nicht zeitig genug aufgestanden war, um sie zu empfangen.

„Mein Mann ist daran Schuld,“ setzte sie hinzu, „denn er hatte mir gesagt, daß er Sie viel später erwartete.“

„Ihr seid also von meiner Ankunft in Kenntniß gesetzt worden?“

„Ja wohl, ja wohl, liebes Herz,“ antwortete Nanny, „deshalb habe ich auch dieses Zimmer für Sie in Bereitschaft gesetzt. Ich sagte zu meinem Joseph: Sie wird müde sein, wenn sie die ganze Nacht unterwegs gewesen ist, und wird sich sehr freuen, ordentlich ausruhen zu können.“

„O,“ rief Lauretta, indem sie die Hand der alten Nanny ergriff, „wenn Ihr wißt, in welcher Absicht man mich hierher gebracht hat, so bitte ich Euch um Gottes willen, es mir zu sagen.“

„Die heilige Jungfrau weiß, daß mir nicht das Mindeste davon bekannt ist.“

„Aber sagt mir, wohin will man mich denn noch bringen? Einer meiner Wächter hat mir gesagt, daß ich nur den Tag über hier bleiben werde.“

„Mein Gott, ich weiß wirklich nichts Näheres. Joseph sagt, alle Weiber seien Plaudertaschen, und man dürfe ihnen kein Geheimniß anvertrauen. Ich habe ihn sehr gebeten, mir zu sagen, in welcher Absicht man Sie zu uns brächte, aber er hat es mir durchaus nicht sagen wollen.“

„Wie, er hat Euch keinen Grund angegeben?“

„Nein, ich kann es Euch bei allen Heiligen versichern. Er hat zu mir weiter nichts gesagt, als: Nanny, frage mich weiter nicht aus, es geschieht Niemandem ein Leids. Also sei ruhig.“

„Auf welche Weise ist er denn von meiner Ankunft hier in Kenntniß gesetzt worden?“

„So wahr als ein Gott im Himmel lebt, ich weiß es nicht. Er sagte mir es erst gestern Abend, in dem Augenblicke, wo er von seiner Arbeit im Walde nach Hause zurückkam. Joseph ist nämlich Holzhauer.“

„Könntet Ihr mir einen Brief an meine Freunde besorgen?“

„Wenn Eure Freunde weit von hier wohnen, so kann ich es nicht, ohne Joseph erst darum zu fragen.“

„Ist es denn so gar weit bis nach dem Schlosse Schmalau?“

„Ach Du lieber Himmel! Bis nach Schloß Schmalau! Das liegt ja mehrere Meilen von hier. Ich bin in meinem ganzen Leben nicht über das nächste Dorf hinausgekommen.“

Lauretta senkte den Kopf und weinte. Manny ging wieder hinunter.

Nicht im Stande, die Erfrischungen zu genießen, mit welchen Bertha bald hernach wieder heraufkam, warf sich Lauretta wieder auf's Bett. Die Müdigkeit schloß ihr die Augen, aber ihr Schlaf war nicht friedlich. Alle Scenen der vorhergegangenen Nacht gingen nochmals in ihrem unruhigen Geiste vorüber, und zwar unter noch entsetzlicheren Farben und Gestalten, als in der Wirklichkeit.

18  
12

Achtes Kapitel.

Den ganzen Tag war die Hitze außerordentlich drückend gewesen. Gegen Abend umwölkte sich der Himmel und schien eine Regensfluth herabströmen lassen zu wollen. Lauretta beobachtete den langsamen Zug der Wolken mit wehmüthigem Vergnügen. Das düstere Kleid der Natur harmonirte mit ihrem Schmerze. Sie betrachtete dieses großartige Schauspiel, bis sie, durch die Menge ihrer Empfindungen zerstreut, ganz das Bewußtsein ihrer gegenwärtigen Lage verlor.

Ihre Betrachtungen wurden durch Nanny unterbrochen, welche ihr ein Gefäß voll Milch, einige Früchte und ein Stück schwarzes Brot brachte. Sie bat sie zu essen, indem sie ihr zugleich meldete, daß Grunzer und Ralberg sich vorgenommen hätten, sich binnen einer halben Stunde wieder auf den Weg zu machen.

Lauretta aß mehr aus Gefälligkeit gegen die gute Frau, als um ihren Appetit zu befriedigen, einige Früchte und trank ein wenig Milch, während Manny alle ihre Beredsamkeit aufbot, um sie zu überzeugen, daß, da Joseph ihr versichert habe, sie habe nichts zu fürchten, sie auch wirklich ruhig sein könne. Aber dieses Raisonnement schien ihr, obschon sie sich nicht die Mühe nehmen wollte, es ausführlich zu widerlegen, nicht bündig und stößte ihr daher auch keine Beruhigung ein.

Es dauerte nicht lange, so ließ sich Grunzers Stimme hören. Er befahl Lauretta, hinunterzukommen. Die Unglückliche wußte nur zu gut, daß ihr schwacher Widerstand vergeblich sein würde. Schnelle Eügsamkeit konnte dagegen ihre Hüter ihr geneigt machen. Demzufolge gehorchte sie augenblicklich. Kalberg erwartete sie unten an der Treppe. Er hob sie auf, setzte sie auf ein Pferd vor seinem Kameraden, und stieg dann selbst auf ein zweites, welches der Bauer hielt, bis er hinauf war.

Dichte Finsterniß umhüllte den Horizont. Das öde Schweigen des Waldes ward nur durch das dumpfe Geräusch des Windes unterbrochen, welcher das heranziehende Ungewitter verkündete.

Bald durchfurchten bleiche Blitze den Dunstkreis. Furchtbare Donnerschläge folgten rasch auf einander.

Nachdem man unter diesem furchtbaren Kampfe der Elemente ungefähr zwei Stunden weiter geritten war, begann das Unwetter, welches glücklicher Weise von keinem Regen begleitet gewesen, sich wieder zu verzehren. Das schwache Licht des Mondes brach durch die Wolken und erleuchtete den Weg.

Lauretta bemerkte jetzt, daß sie in einem tiefen Thale hin ritten.

„O, mein Gott,“ rief sie, „soll ich vielleicht hier mein Grab finden?“

Seitdem das Ungewitter schwieg, hatten Ralberg und sein Begleiter ein Gespräch mit einander angeknüpft, aber es war ihr nicht möglich, aus dem, was Beide sprachen, einen Schluß auf das ihrer harrende Schicksal zu ziehen.

Ein Thurm, der über den Bäumen hervorragte, fiel ihr plötzlich in die Augen. Als sie ein wenig weiter geritten waren, sah sie, daß dieser Thurm ein Theil eines ungeheuern Gebäudes war, auf welches ihre Begleiter zulenkten.

Ihre Augen konnten sich von diesem Anblicke nicht wieder abwenden. So wie sie dem Thurme näher kamen, wurden ihre Befürchtungen immer lebhafter. Ihre Begleiter sprachen kein Wort. Sie machte sich darauf gefaßt, bald ihren Urtheilspruch zu vernehmen.

Das Licht des Mondes, welches das Gebäude erhellte, gestattete ihr, zu bemerken, daß einer der Flügel ganz verfallen und überhaupt das ganze Gebäude in sehr schlechtem Zustande war.

Als sie vom Pferde herabgestiegen war, konnte sie sich nicht auf den Füßen erhalten. Ihre Kniee zitterten und sie sank, fast unempfindlich gegen das, was um sie her vorging, in Grunzer's Arme.

Nalberg stieß, nachdem er die Pferde an eine halb verfallene Säule gebunden, die Thür mit Gewalt auf. Sie öffnete sich mit dumpfem Geräusch. Grunzer trat dann in einen Hof, indem er Lauretta auf seinem Arme trug. Er setzte sie in eine in der Mauer angebrachte Nische. Er rief seinen Kameraden; hieß ihn schnell eine Fackel anzünden und schalt ihn aus, daß er dies nicht bereits gethan. Seine Worte hallten in diesem ungeheuern Gebäude wieder, und dieser unheimliche Schall vermehrte Lauretta's Angst und Unruhe.

Nalberg antwortete nicht. Er begann sofort sein Feuerzeug hervorzuziehen und Licht anzuschlagen. Lauretta erwartete mit Ungeduld das Licht, welches sie der entsetzlichen Finsterniß entreißen sollte, die sie umgab. Sie heftete die Augen auf die Stelle, wo das Geräusch des Stahles und des Steins ihr die Gegenwart Nalbergs zeigte. Plötzlich ward der Schein eines Lichtes sichtbar, welcher von der entgegengesetzten Seite des

Hofes ausging. Lauretta drehte sich herum und gewahrte einen Mann, der eine Lampe trug. Er ging mit dem Rücken nach Lauretta gewendet und trat in eine Thür, welche er hinter sich verschloß.

Der verfallene Zustand des Gebäudes hatte Lauretta auf die Vermuthung gebracht, daß es unbewohnt sei. Demzufolge vermuthete sie, der Mann, den sie soeben gesehen, sei Grunzer, obschon sie sich nicht denken konnte, woher er das Licht bekommen hätte. Sie drehte sich wieder nach Malberg herum —, aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie ihre beiden Begleiter mit einer angezündeten Lampe auf sich zukommen sah! Sie stieß unwillkürlich einen lauten Schrei aus. Gleichzeitig sah sie dieselbe Thür sich wieder öffnen. Sie bemerkte den Arm und die Gestalt eines Mannes, dessen Züge sie aber nicht zu erkennen vermochte. Sofort stellte sich ihrer erschreckten Einbildungskraft das Bild Theodors dar. Diese Erinnerung machte ihr das Blut in den Adern erstarren und sie sank wieder besinnungslos zur Erde nieder.

Als sie wieder zu sich kam, sah sie sich auf einem Bett ohne Vorhänge liegen. Der schwache Schein einer Lampe zeigte ihr Malberg, welcher an ihrem Bette saß. Sie warf sofort unruhige Blicke im ganzen Zimmer umher, aber die ungeheure Größe desselben gestattete ihr bei der unzulänglichen Beleuchtung nicht,

sich zu überzeugen, ob der, den sie mehr als alles Andere fürchtete, hier zugegen sei.

Sie erhob sich mit Mühe auf ihrem Bett, ergriff Kalbergs Hand und bat ihn flehentlich, sie zu retten und gegen Theodor zu beschützen. Kalberg forderte sie in dem freundlichsten Tone, deren seine rauhe Stimme fähig war, auf, sich zu beruhigen und jede Furcht zu verbannen. Sie heftete abermals ihre in Thränen schwimmenden Augen auf ihn, drückte seine Hand noch fester und rief:

„Habt Mitleid mit meinem Unglücke, der Himmel wird Euch dafür belohnen.“

Der Schall der Tritte eines Mannes lenkte ihre Aufmerksamkeit nach einer andern Seite. Grunzer trat ein. Er brachte Wein, Früchte und Brot. Nachdem er die auf der Erde stehende Lampe aufgehoben, setzte er sie auf einen Tisch neben dem Bett. Er ersuchte sodann Lauretta, aufzustehen und einige Nahrung zu sich zu nehmen.

Sie antwortete nur durch ihre Thränen. Er wiederholte seine Aufforderung. Sie bemühte sich, zu reden, aber ihr Schluchzen erlaubte ihr nicht, auch nur ein Wort hervorzubringen. Sie sprang von ihrem Bett, warf sich zu seinen Füßen und umschlang seine Kniee. Er stieß sie zurück und befahl Kalberg, ihm zu folgen. Sie verließen mit einander Lauretta's Zim-

mer, und sie hörte, wie sie die Thür verschlossen und die Riegel vorschoben.

Als die heftige Aufregung ihres Gemüths sich ein wenig gelegt hatte, nahm sie die Lampe und ging in ihrem Zimmer herum, um sich zu überzeugen, daß Niemand darin versteckt sei. Dieses Zimmer war von runder Form, mit hoher, gewölbter Decke; die Mauern waren von Stein, das Fenster klein und mehrere Fuß hoch über dem Fußboden angebracht. Alles bewog sie zu der Vermuthung, daß sie sich in dem Thurme befände, der ihre Aufmerksamkeit schon erregt, als sie sich mit ihren Begleitern draußen im Walde befunden.

Sie setzte die Lampe auf den Tisch, zog aus ihrem Busen ein kleines elfenbeinernes Crucifix, welches sie auf denselben Tisch stellte und kniete davor nieder. Nachdem sie ihre Dankbarkeit für alle Schmerzen dessen ausgesprochen, zu dessen Andenken sie das geheiligte Unterpfand der Erlösung des Menschengeschlechts trug, flehete sie ihn an, ihr Muth zu geben, damit sie nicht den Leiden erläge, die ihr droheten, ihr seinen göttlichen Schutz gegen die verbrecherischen Anschläge dessen zu gewähren, den sie mehr fürchtete als den Tod. Sie beendete ihr Gebet durch die feierliche Erklärung ihres Vertrauens auf die Güte Gottes und ihrer unbeschränkten Ergebung in seinen Willen.

Sie stand wieder auf, und als sie das Crucifix wieder verbarg, fühlte sie jene himmlische Ruhe, von welcher das Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit stets begleitet ist. Indessen glaubte sie doch nicht, sich der Ruhe des Schlafes überlassen zu dürfen. Sie setzte sich auf den Stuhl, welcher ihrem Bette am nächsten stand. Sie horchte aufmerksam und unablässig auf das mindeste Geräusch. Da sie aber gar nichts vernahm, so verminderte sich ihre Angst allmählig und sie stellte nun Betrachtungen über die außerordentlichen Ereignisse dieser Nacht an.

Bald stellte sich die Gestalt des Mannes, den sie nur flüchtig im Vorübergehen gesehen, ihrer Phantasie wieder dar. Und immer mehr überzeugt, daß es wirklich Theodor gewesen, kehrten ihre Besürchtungen nur um so heftiger zurück.

Sie stand auf, ging leise im Zimmer auf und ab, blieb dann und wann stehen, und heftete, durch die Vergangenheit zu Boden gedrückt und vor der Zukunft zurückbleibend, die Augen auf den Fußboden.

An Geist und Körper ermattet, setzte sie sich wieder auf den Stuhl. Bald umbunkelten sich ihre Augen, und große Schweißtropfen rannen ihr von der Stirn. Sie streckte ihre zitternde Hand aus und griff nach dem Weinglase. Mit Mühe hob sie dasselbe bis an ihre Lippen. Endlich gelang es ihr, einige

Tropfen hinunterzubringen. Sie hörte auf zu zit-  
tern, das Blut begann wieder in ihren Adern zu cir-  
culiren, sie fühlte, daß das Leben wieder in ihr er-  
wachte. Eine sanfte Wärme folgte auf die tödtliche  
Kälte, welche vorher ihr Herz erstarren gemacht. Eine  
Schlaffucht, welche sie sich vergebens zu überwinden be-  
müdete, bemächtigte sich ihrer allmählig. Bald sank  
sie in tiefen Schlaf.

### Neuntes Kapitel.

Als Lauretta wieder erwachte, sprang sie vom Stuhle auf und warf unruhige, ängstliche Blicke um sich her. Sie wußte nicht wo sie war, und hatte die Ereignisse der vorhergegangenen Nacht vollständig vergessen. Bald aber kehrte die Erinnerung zurück und mit ihr alle ihre Befürchtungen. Sie hob die Augen zu dem schmalen, hohen Fenstern ihres Zimmers empor. Die Strahlen der Sonne sendeten ihren goldenen Glanz in das einsame Gefängniß. Sie vermuthete, daß es vielleicht gegen Mittag sein könne, und wunderte sich, so lange und so fest geschlafen zu haben. Sie ging auf die Thür zu, welche sie verschlossen fand, und indem sie sich das Arrangement der verschiedenen Geräthschaften in ihrem Gefängnisse in die Erinnerung zurückrief, sah sie nicht den geringsten Grund, zu argwohnen, daß Jemand während ihres Schlafes im Zimmer gewesen sei.

Sie untersuchte ihre Lampe — es war kein Tropfen Del mehr in derselben, und die Weinflasche, welche sie auf den Fußboden gesetzt, stand noch ganz auf derselben Stelle.

Am Abend verkündete das Geräusch der Riegel die Ankunft Grunzers. Er brachte einen frischen Vorrath von Lebensmitteln. Er setzte wieder eine Flasche Wein und eine Flasche Wasser auf den Tisch, und nachdem er einen neuen Docht in die Lampe gezogen und sie voll Del gegossen, ging er wieder fort, ohne ein Wort zu sprechen.

Bald hatte die Natur sich wieder mit dem schwarzen Mantel der Nacht bekleidet. Die schöne Gefangene, welche fürchtete, sich auf's Neue der Bewußtlosigkeit des Schlafes hinzugeben, begann langsam in dem Zimmer auf- und abzugehen. Matt und schwach, blieb sie bald stehen; sie stützte einen ihrer Arme an die Wand; ihr Kopf sank unmerklich auf ihre Hand und so blieb sie, in schmerzliche Betrachtungen versunken, stehen.

Möglichlich schlug der Schall von Pferdegetrappel an ihr Ohr. Sie sprang schnell nach der Seite hin, wo das Fenster sich befand und horchte. Sie hörte den verworrenen Klang mehrerer Stimmen. Außer sich von den Gefühlen neu aufkeimender Hoffnung und kaum athmend rief sie:

„Der großmüthige Baron hat meinem Alphons

seinen Beistand gewährt. Sie kommen, um mich zu befreien.“

Mit dem Verstummen des Geräusches lehnte auch ihre Unruhe zurück. Sie bewegte sich nach der Thür und glaubte, vor Furcht und Hoffnung zitternd, wieder das Geräusch von Schritten zu vernehmen. Aber bald gewann sie die traurige Ueberzeugung, daß ihre Sinne sie getäuscht hatten.

Indessen schmeichelte sie sich immer noch mit der Möglichkeit, daß ihre Freunde sie in irgend einem von ihrem Gefängnisse entlegenen Theile des Gebäudes suchen und sie endlich noch entdecken würden.

Ein verworrenes Geräusch von Stimmen und Tritten, welches sich ihrem Zimmer zu nähern schien, verdrängte die Hoffnung wieder durch Furcht. Bis zu diesem Augenblicke hatte die Hoffnung, befreit und ihrem theuern Adolph wiedergeben zu werden, alleinigen Besitz von ihrer Phantasie gehabt. Jetzt trat der verhasste Theodor wieder vor ihre Erinnerung, und jeder Tritt schien die schreckliche Wahrscheinlichkeit zu vermehren, daß der Augenblick gekommen sei, wo sie ein Opfer seiner niedrigen Leidenschaft werden oder unter seinen mörderischen Händen den letzten Seufzer aushauchen mußte.

Das Geräusch kam näher.

„Hierher, hierher,“ rief eine unbekannte Stimme; „folgt mir, das ist der richtige Weg.“

Lauretta athmete kaum. Es ward heftig an die Thür geschlagen. Sie fuhr schauernd zusammen. Dieselbe Stimme rief:

„Der Schlüssel ist nicht da; laßt ihn Euch von Grunzer geben.“

Lauretta rührte sich nicht. Mehrere Stimmen sprachen hierauf gleichzeitig, aber so verworren, daß sie nicht ein einziges Wort verstehen konnte. Plötzlich entfernte sich Alles wieder, das Geräusch verhallte allmählig und das Schweigen des Todes herrschte wieder in den öden, unheimlichen Räumen.

Die Rückkehr der Unbekannten fürchtend, blieb Lauretta dicht an der Thür stehen. Sie wußte nicht, wie sie sich das, was sie gehört, erklären sollte. Je mehr sie darüber nachdachte, desto mehr verlor sie sich in allerhand Vermuthungen.

Nachdem einige Zeit verstrichen war, ohne daß sie das geringste Geräusch vernommen, begannen ihre Befürchtungen sich wieder zu zerstreuen, aber die Hoffnung auf baldige Befreiung verschwand gleichzeitig mit ihrer Furcht. Sie brach in Thränen aus, warf sich auf ihr Bett und überließ sich der heftigsten Verzweiflung.

Endlich kam der Schlaf wider ihren Willen und machte ihren Thränen vor der Hand ein Ende und belebte ihre erschöpften Kräfte. Die Sonne stand schon

hoch am Horizonte, als Lauretta wieder erwachte. Sie blieb fast den ganzen Tag auf ihrem Bette sitzen, versunken in ihren Schmerz und in ihre vergeblichen Muthmaßungen über das Schicksal, welches sie erwartete. Am Abend erschien Grunzer wieder und brachte abermals einen frischen Vorrath von Lebensmitteln. Er schien sich sehr zu wundern, daß sie die, welche er den Abend vorhergebracht, noch nicht angerührt hatte. Er forderte sie auf, endlich einige Nahrung zu sich zu nehmen. Ohne zu beachten, was er sagte, bat sie ihn inständig, ihr Auskunft über das Geräusch zu geben, welches sie den Tag vorher gehört. Er antwortete nicht, sondern, nachdem er die Lampe vorgerichtet, zündete er dieselbe an und verließ das Zimmer, indem er sie nochmals aufforderte, wenigstens einige Früchte und etwas Obst zu genießen.

Nicht um Grunzer, sondern um der gebieterischen Stimme der Natur zu gehorchen, aß Lauretta ein wenig und trank ein großes Glas Wasser. Sie beschloß, keinen Wein mehr zu kosten, weil sie nach der Wirkung, die er in der ersten Nacht ihrer Gefangenschaft auf sie hervorgebracht, überzeugt war, daß sie davon wieder schläfrig werden würde, und obschon sie sehr gewünscht hätte, ihren Kummer vergessen zu können, so wagte sie doch nicht, sich der Gefahr auszusetzen, wieder in einen Zustand von Bewußtlosigkeit zu verfallen.

So vergingen sechs Tage, während welcher Niemand in ihr Gefängniß kam, als Grunzer. Er verfehlte nie zur gewohnten Stunde einzutreten, aber niemals gelang es ihr, eine Antwort auf die Fragen zu erhalten, welche sie an ihn richtete.

Sie hörte nicht mehr das Geräusch, welches ihr am zweiten Tage ihrer Gefangenschaft anfangs so viel Freude und dann so viel Schrecken verursacht hatte. Sie schloß daraus, daß sie hier lebenslang gefangen gehalten werden solle. Die Verweisung begann einer ruhigen Melancholie Platz zu machen.

Gegen die Mitte der siebenten Nacht ward sie aus dem tiefen Schlafe, in welchen sie seit mehreren Stunden versunken war, durch einen heftigen Donnerschlag erweckt, welcher den Thurm in seinen Grundfesten erschütterte. Sie sprang vom Bette und blieb einen Augenblick stehen. Kaum konnte sie sich besinnen, wo sie war, und wußte nicht, was sie eigentlich gehört hatte. Plötzlich schlug der Blitz in die Seite des Thurmes, an welche sie gelehnt stand, die Mauer stürzte potternd zusammen und riß die vor Schrecken bewußtlose Lauretta in ihrem Sturze mit sich hinab.

061

Dehutes Kopitel.

Von ihrem Falle betäubt, blieb Lauretta eine Zeit lang mitten unter den Trümmern liegen. Endlich kam sie wieder zur Besinnung. Das Ungewitter war vorüber, aber der Regen fiel in Strömen herab. Lauretta hatte am Kopfe, an der rechten Seite und am linken Arme einige leichte Quetschungen erlitten. Zum Glück war sie auf die feuchte Erde gefallen und hatte sonst weiter keinen Schaden genommen. Sie erhob den Kopf und sah sich um; aber das schwache Licht der durch den Regen noch verdunkelten Morgendämmerung gestattete ihr nicht, etwas weiter zu bemerken, als den Thurm, auf dessen Trümmern sie saß.

Sie war indessen entschlossen, womöglich eine Gelegenheit zu benutzen, welche die Vorsehung ihr ausdrücklich bereitet zu haben schien. Sie erhob sich mit Mühe und nahm sich trotz ihrer außerordentlichen

Mattigkeit vor, schnell das Schloß zu verlassen, in der Hoffnung, irgend ein Kloster zu erreichen, ehe sie verfolgt oder von ihren Wächtern eingeholt würde, welche wahrscheinlich den Einsturz des Thurmes nicht gehört hatten.

Sie hatte schon eine Stunde Weges zurückgelegt, ohne ein einziges Mal stehen zu bleiben, als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne ihren Weg erhellten und ihr einen dichten Wald zeigten, in welchen sie im Begriffe stand, einzutreten. Der Weg, den sie eingeschlagen, war uneben und hier und da mit Gesträuch bewachsen. Am ganzen Leibe schwitzend und kaum noch athmend, stützte sie sich auf den Stamm des ersten Baumes. Ihr Arm und ihre Seite schmerzten sie aufs Empfindlichste. Das Wasser troff aus ihren durch den fortwährenden Regen so zu sagen auf den Körper festgeleimten Kleidern. Nach Verlauf einiger Augenblicke verursachte ihr das Stillstehen ein Frösteln, welches noch unerträglicher war, als die Ermüdung des Gehens. Sie wollte daher ihren Weg weiter fortsetzen. Aber die erschöpfte Natur erlaubte ihr kaum, noch einige Schritte zu thun. Sie sank auf die Erde nieder und hatte nur noch die traurige Alternative vor Augen, entweder eines langsamen Todes zu sterben oder wieder in Grunzers Hände zu fallen.

In dieser verzweifelten Situation befand sie sich

schon ziemlich lange, als sie ganz in ihrer Nähe von einer Stimme einige Worte sprechen hörte, deren Sinn sie nicht verstand. Sie schlug ihre müden Augen auf und sah vor sich einen ehrwürdigen Einsiedler stehen. Eine Flasche hing am Arme des frommen Mannes, und in seiner rechten Hand führte er einen Stock, die nöthige Stütze seines hohen Alters.

„Gott sei gelobt!“ rief er, als Lauretta die Augen öffnete; „zum Glück habe ich mich getäuscht. Ich glaubte, Ihr wäret todt.“

Lauretta streckte ihre ermattete Hand aus. Der Eremit ergriff dieselbe und kniete neben ihr nieder.

„Meine Kräfte sind erschöpft,“ sagte Lauretta.

Nach einer kurzen Pause setzte sie hinzu:

„Der Himmel hat in seiner Güte Euch hergesendet, um mir die sterbenden Augen zuzudrücken.“

„Hoffet vielmehr,“ antwortete der Eremit, „daß er mich hierher geschickt hat, um Euch dem Tode zu entreißen. Ihr scheint mir bloß von Erschöpfung und Müdigkeit niedergeworfen zu sein. Ich werde Euch nach meiner Klause führen. Sie ist nur einige Schritte von hier entfernt; vertrauet der Vorsehung und meinen Bemühungen, und Eure Kräfte werden bald wiederhergestellt sein.“

„Ach, frommer Vater, ich fürchte, ich werde

Eure Klause nicht erreichen können. Ich bin zu schwach, um nur einige Schritte zu gehen.“

„Versucht es, ich bitte Euch darum,“ rief der Eremit.

Der Greis war selbst sehr schwach. Er mußte alle seine Kräfte aufbieten, um Lauretta aufstehen zu helfen. Er gab ihr sodann seinen Stock in die rechte Hand, stützte ihren verwundeten Arm auf den seinen und leitete so ihre wankenden Tritte auf einem schmalen Fußwege nach seiner einfachen Wohnung.

Nachdem er sie auf eine mit Moos bedeckte Bank niedergesetzt, zündete der Einsiedler auf seinem Heerde ein Bündel Reißholz und trockene Blätter an. Bei diesem Feuer wärmte er einen herzstärkenden Trank, dessen kräftige Wirkung er oft an sich selbst erfahren, und gab Lauretta davon zu trinken. Er zeigte ihr sodann einen Platz vor dem Feuer an, und nachdem er ihr einen großen Mantel gegeben — das einzige Kleidungsstück, worüber er verfügen konnte — ließ er sie allein, damit sie sich ihrer vom Regen durchweichten Kleider entledigen könne. Während dieser Zeit ging er, seine Flasche an einer benachbarten Quelle zu füllen, nach welcher er schon auf dem Wege gewesen, als er die unglückliche Lauretta erblickte.

Als er wiederkam, fand er, daß sie sich wohl ein wenig erholt hatte, aber sie war immer noch sehr schwach

und leidend. Ihr Kopf und die Seite, auf welche sie gefallen war, ganz besonders aber ihr Arm verursachten ihr die grausamsten Schmerzen. Nachdem der Einsiedler ihr selbst den Arm verbunden und ihr einen stärkenden Balsam gegeben, um sich damit den Kopf und die Seite einzureiben, führte er sie in das Innere der Zelle. Hier forderte er sie auf, sich auf sein Lager niederzulegen und kehrte dann in die äußere Abtheilung seiner schlichten Wohnung zurück.

Lauretta schlief schnell und so fest ein, daß sie erst mehrere Stunden nach Mittag erwachte.

Der Einsiedler setzte Lauretta eine Mahlzeit von gekochten Äpfeln vor, die von einem Stück schwarzen Brotes und einem Becher Wasser begleitet war.

Lauretta befriedigte, als ihre Kräfte einigermaßen wiedergekehrt waren und ohne abzuwarten, bis er sie darum bäte, die Neugier des frommen Mannes und setzte ihm die seltsame Lage aus einander, in welcher er sie gefunden.

„Der Schleier des Geheimnisses,“ sagte dieser ehrwürdige Mann, nachdem er Lauretta's Erzählung angehört, „bedeckt dieses Schloß schon seit mehrern Jahren. Der abergläubische Bauer hält es für den Wohnsitz eines Gespenstes. Eure Erzählung bestärkt mich in dem Verdacht, den ich immer gehegt, nämlich, daß es ein Schlupfwinkel von Räubern und Dieben sei. Dieses

Schloß gehörte ehemals der Familie Byroff. Die Vermögensumstände dieser Familie geriethen schon vor längerer Zeit in Verfall, sie verließ das Land und ihr alter Wohnsitz ist gegenwärtig nichts mehr, als ein Trümmerhaufen.“

„Haben die Menschen, welche es jetzt bewohnen,“ fragte Lauretta, „ihre Räubereien in hiesiger Gegend ausgeübt?“

„Niemals,“ antwortete der Einsiedler. „Wenn es wirklich Diebe sind, wie ich vermuthet, so hat ihnen die Klugheit ohne Zweifel gerathen, nicht die Reisenden in der nächsten Umgebung ihres Zufluchtsortes zu berauben, weil sie dann hätten fürchten müssen, daß derselbe bald entdeckt werde. Indessen hoffen wir, daß der Baron von Schmalau, der, wie Ihr mir gesagt habt, Euer Beschützer ist, ein Mittel finden werde, die Bösewichter den Händen der Gerechtigkeit zu überantworten.“

„Aber wie kommt es, daß Theodor im Verkehr mit Räubern steht?“ hob Lauretta wieder an.

„Die Zeit wird dieses Geheimniß aufklären,“ antwortete der fromme Klausner.

Dann setzte er hinzu:

„Ob schon die List eine Zeitlang das Verbrechen verbergen kann, so sei't doch versichert, daß die Vorsehung, sobald es Zeit ist, die Complotte der Boshaft-

ten enthüllen und ihre eigenen Anschläge gegen sie kehren wird.“

„Der Wille des Himmels geschehe,“ sagte Lauretta, „aber ich bitte Euch, frommer Mann, mir die Mittel anzugeben, durch welche ich wieder zu meinem Gatten gelange.“

„Seien wir klug, sonst werden Eure Feinde bald Eure Spur entdeckt haben.“

„Ich werde allen Euern Rathschlägen folgen, frommer Vater.“

„In diesem Falle ist mein Rath folgender. Ich werde Euch Alles geben, was nothwendig ist, um einen Brief zu schreiben. Morgen früh werde ich einen mir befreundeten Bauer auffuchen, der dicht am Saume des Waldes wohnt. Ich werde ihn beauftragen, Euern Brief dem Baron von Schmalau zu überbringen, der dann die unfehlbaren Mittel ergreifen wird, um Euch Eurem Gatten wiederzugeben.“

Dieser Vorschlag erfüllte Lauretta mit hoher Freude. Sie schrieb sogleich an ihren theuern Alphons einen Brief, in welchem sie ihm einen kurzen Bericht von ihren Leiden gab und ihm zu gleicher Zeit ihren Zufluchtsort bezeichnete. Diesen Brief legte sie in einen zweiten, an den Baron von Schmalau gerichteten. Dann trank sie ein zweites Glas von dem Tranke, den der Klausner ihr bereitet hatte und zog sich in das

Innere der Klause zurück. Der Eremit verlangte durchaus, daß sie auf dem frischen Strohlager schlief, welches er bereitet. Für sich selbst hatte er in dem Vordertheile der Zelle aus Moos und dürren Blättern ein zweites Lager hergerichtet.

Am andern Morgen sehr früh stand Lauretta ruher und zufriedener auf, als sie seit langer Zeit gewesen war. Sie verrichtete mit ihrem gastfreundlichen Wirthe gemeinschaftlich das Morgengebet. Dann genossen sie zusammen ein frugales Frühstück, worauf der Eremit fort ging, um den Bauer aufzusuchen, welcher Lauretta's Bote nach Schloß Schmalau sein sollte.

Als der fromme Mann fort war, legte Lauretta wieder ihre Kleider an, die mittlerweile am Feuer getrocknet waren, und da sie nicht wagte, sich außerhalb der Zelle sehen zu lassen, setzte sie sich nieder. Nachdem sie einen Augenblick über das glückliche und außerordentliche Ereigniß nachgedacht, welches sie aus ihrem Gefängnisse befreit hatte, überließ sie sich gänzlich der berausenden Idee, bald ihren Alphons wiederzusehen.

Der Eremit kam wieder und meldete ihr, der Bauer habe mit Vergnügen die Reise unternommen. In fünf Tagen, fügte er hinzu, würde sie ihren Gatten wiedersehen oder wenigstens durch den bis dahin zurückgekehrten Boten Nachricht von ihm erhalten.

Lauretta gab dem guten Alten ihre Dankbarkeit zu erkennen. Er unterbrach sie.

„Meine Tochter,“ sagte er, „ich habe nur eine heilige Schuld bezahlt. Ein Mensch muß sich für den Andern opfern.“

Lauretta hob stumm die Hände gen Himmel empor, um ihm für den edelmüthigen Beschützer zu danken, den er ihr gesendet. Gleichzeitig vermochte sie aber auch kaum ihren Thränen Einhalt zu thun, wenn sie an den Kummer ihres Alphons dachte.

Im Laufe des Tages wagte sie ihren Wirth nach den Gründen zu fragen, welche ihn bewogen hatten, allen Verkehr mit den Menschen abzubrechen.

„Wie kommt es, frommer Vater,“ sagte sie, „daß Ihr Euch habt entschließen können, ein solches Leben zu führen, während Ihr bei Eurer Weltkenntniß und dem Edelmuthe Eures Herzens ganz geeignet zu sein scheint, die menschliche Gesellschaft zu zieren?“

„Werdet Ihr wohl, meine Tochter, ohne Langesweile die traurige Geschichte eines Greises anhören, welcher nahe daran ist, der doppelten Last des Unglücks und der Jahre zu erliegen?“

Lauretta bezeugte das lebhafteste Verlangen, die Geschichte ihres neuen Freundes zu kennen. Der Eremit seufzte tief auf und begann folgendermaßen:

## Geschichte des Einsiedlers.

„Ihr sehet in mir das Opfer eines vermeinten Verbrechens.

„Mein Vater war von Bern, wo er in eben nicht vornehmem Stande mit einem mäßigen Vermögen lebte. Er war zweimal verheirathet gewesen. Meine Schwester war die Frucht seiner ersten Ehe und ich der zweiten. Weiter hatte er keine Kinder gehabt.

„Meine Schwester war schön. Ihre Anmuth verlieh ihrer Schönheit einen neuen Reiz. Ein deutscher Graf, welcher sie zufällig sah, verliebte sich in sie, hielt bei meinem Vater um sie an und ward, wie Ihr Euch leicht denken könnt, nicht abgewiesen.

„Ein Jahr nach der Verheirathung meiner Schwester starb mein Vater. Meine Mutter habe ich niemals gekannt. Ich erbtte einen Theil der Habe meines Vaters, und in einem Condolenzbriefe, den mir Graf Harden — so hieß mein Schwager — schrieb, bat er mich, meine Schwester in Deutschland zu besuchen.

„Da das, was ich von meinem Vater geerbt, vollkommen hinreichte, um anständig d. von leben zu können, hatte ich mich keinem besondern Berufe gewidmet und es hielt mich daher nichts ab, der Einladung des Grafen Harden zu folgen.

„Ich schrieb ihm daher, um ihm für den Beweis

von Freundschaft, den er mir zu erkennen gegeben, zu danken, und gleichzeitig meldete ich ihm, daß ich mich ohne Verzug zum Besuch bei meiner Schwester einfinden würde.

„Einige Tage später machte ich mich auf den Weg, entschlossen, die Reise zu Pferde zu machen, um alle Schönheiten des Landes zu genießen. Es klingt vielleicht sonderbar, aber ist nicht weniger wahr, daß dieser Entschluß die Quelle meines ganzen Unglücks war. —

„Der erste Tag meiner Reise war glücklich. Am zweiten gegen Abend war ich noch zwei Stunden von dem Dorfe entfernt, wo ich die Nacht zuzubringen gedachte. Ich hatte meinem Pferde den Zügel auf den Hals gelegt, um die Naturschönheiten, von welchen ich mich umgeben sah, recht aufmerksam betrachten zu können. Das Thier that einen falschen Tritt, fiel und verletzete sich so bedeutend am Knie, daß es mir unmöglich war, es weiter gehen zu lassen. .

„Da ich nicht weit von dieser Stelle ein Haus gewahrte, stieg ich vom Pferde und ging, um Hilfe herbeizuholen. Die Thür ward mir von einem Manne geöffnet, welcher ungefähr fünf und vierzig Jahre alt zu sein schien. Ich erzählte ihm den Unfall, der mir zugestoßen und bat ihn, mir Jemanden nachzuweisen,

der mein Pferd verbinden und es mir nach dem nächsten Dorfe führen helfen könnte.

„Er rief sofort einen Knaben von etwa vierzehn Jahren, der in einem an das Haus stoßenden Garten arbeitete und befahl ihm, mein Pferd in den Stall zu führen. Das offene, biedere Wesen des Mannes und die außerordentliche Verlegenheit, in der ich mich befand, gestatteten mir nicht, sein Anerbieten zurückzuweisen.

„Es kostete uns viel Mühe, ehe wir mein armes Pferd in den Stall brachten.

„Als wir es endlich so weit hatten, verband es derselbe Mann, der ihm so bereitwilliger Weise ein Obdach gewährt hatte. Hierauf lud er mich ein, ihm in das Haus zu folgen. Eine Frau, welche, wie er sagte, seine Nichte war, empfing mich mit außerordentlicher Höflichkeit. Nicht weniger angenehm berührt ward ich durch den Empfang, den mir seine beiden Töchter, alle beide sehr hübsche Mädchen, zu Theil werden ließen.

„Der Unfall; welcher mir zugestossen, war das erste Thema der Unterhaltung und dann folgten die gewöhnlichen Fragen: „Wo kommen Sie her? — wo wollen Sie hin?“

„Der Knabe, welchen ich im Stalle bei meinem Pferde gelassen hatte, trat ein, schüttelte den Kopf und sagte:

„Ach, mein Herr, das ist eine schlimme Geschichte. Ich glaube, es wird geraume Zeit vergehen, ehe Ihr Pferd wieder einen Fuß fortschicken kann.“

„Diese Mittheilung bekümmerte mich sehr. Mein Wirth, welcher Dulak hieß, bemerkte dies.“

„Sie müssen sich wegen Ihres Pferdes nicht gleich Angst sein lassen. Peter kann sich auch geirrt haben. Auf alle Fälle aber, wenn Sie einige Tage bei uns in unserem bescheidenen Hause zubringen wollen, wird uns Ihre Gesellschaft höchst angenehm sein.“ —

„Ich dankte für dieses verbindliche Anerbieten, sprach mich aber dahin aus, daß ich, wenn ich es annähme, fürchten müsse, die Artigkeit eines Mannes, den ich nicht kannte, zu mißbrauchen.“

„Gut, gut,“ hob Dulak an, „bringen Sie wenigstens die nächste Nacht unter unserm Dache zu, und morgen werden wir dann weiter mit einander sprechen. — Kommen Sie mit; wir wollen einmal nachsehen, ob es mit Ihrem Pferde so schlimm steht, wie Peter meinte.“

„Ich stand auf, um ihm zu folgen. Er blieb an der Thür stehen und gab mir durch eine Bewegung des Kopfes zu verstehen, daß ich vorangehen möchte. Ich that es. Gleich darauf hörte ich seine Richte aufstehen und ihn rufen. Ich setzte meinen Weg nach dem

Stalle fort und fand, nachdem ich die Wunde meines Pferdes untersucht, daß Peter nicht zu viel gesagt hatte. —

„Dulak folgte mir bald nach und sagte lachend:

„Meine Nichte fürchtete, wir könnten Sie nicht auf anständige Weise beherbergen, denn wir haben nur ein einziges Gastbett, und mein Nefse, Bertrand, ist in die Stadt gegangen, um die Schwester seiner Frau mit ihrem Manne abzuholen, welche uns auf einige Tage besuchen wollen. Ich habe ihr aber gesagt, sie möge sich beruhigen, denn Sie seien mein Gast, und wenn Sie die Hälfte meines Bettes annehmen wollten, so würden Sie mir damit großes Vergnügen machen.“

„Ich fürchtete, durch eine längere Weigerung den Mann, der sich so gütig und freundlich gegen mich gezeigt, zu beleidigen, und nahm daher sein Anerbieten mit derselben Freundlichkeit an, mit welcher er es mir gemacht.“

„Meine Offenheit schien ihm zu gefallen. Ich meinerseits war von den Beweisen von Freundschaft, mit welchen er mich überhäufte, innig gerührt. Alle seine Worte und alle seine Geberden verriethen die Aufrichtigkeit und wohlthollende Gesinnung seines Herzens.“

„Nach Verlauf einer Stunde kam Bertrand mit den Verwandten seiner Frau an. Dulak stellte mich seinem Nefsen vor, der mich mit derselben Herzlichkeit

empfang wie sein Onkel. Bald nachher ward das Abendessen aufgetragen. Frohsinn und Heiterkeit würzten dasselbe, und ich sah mit Vergnügen, daß meine Anwesenheit der Familie nicht zuwider war. Wir trennten uns sehr spät.

„Aus dem Gespräch bei Tische hatte ich erfahren, daß Dulak das kleine Landgut, auf welchem er lebte, selbst bewirthschafete, während Bertrand und seine beiden Söhne ackerten, säeten und, mit Einem Worte, alle bei der Bewirthschaffung eines Gutes vorkommenden schweren Arbeiten verrichteten.

„Am andern Morgen früh lief ich sogleich nach dem Stalle. Mit großem Vergnügen sah ich, daß es mit meinem Pferde viel besser ging.

„Nach dem Frühstück lud mich Dulak ein, einen Spaziergang mit ihm zu machen. Ich folgte dieser Einladung um so bereitwilliger, als mir außerordentlich viel daran lag, mit Muße die erhabenen Naturschönheiten zu betrachten, welche sich in diesem Theile der Schweiz dem Auge überall darbieten.

„Mittags kamen wir wieder nach Hause zurück. Ich sprach mit Entzücken von dem herrlichen Anblicke, der mir beschieden gewesen. Bertrand schien sich durch die Lobsprüche, die ich seinem Vaterlande machte, sehr geschmeichelt zu fühlen. Er versprach, mich gegen Abend an dieselbe Stelle zu führen, wo der Untergang

der Sonne mir ein ganz anderes Schauspiel zeigen würde als das des Morgens. Ich nahm mit Freuden dieses Anerbieten an und kehrte noch entzückter von den Schönheiten dieser großartigen Natur als am Morgen zurück.

„Die Bewegung, welche ich mir während des Tages gemacht, hatte mich ein wenig ermüdet. Dulak bemerkte es. Er ließ eine ungeheure Flasche alten Weines aus dem Keller holen. Das Glas machte die Runde. Die Heiterkeit der Gäste und meine eigene ließen mich bald meine Müdigkeit vergessen.

„Wir trennten uns ziemlich zu derselben Stunde wie den Abend vorher, um uns zur Ruhe zu begeben.

„Während des Tages war die Hitze außerordentlich gewesen. Kaum konnte man in unserm Zimmer Athem schöpfen. Ich erwachte kurz vor Sonnenaufgang und bemerkte, daß die stickende Hitze mir ein heftiges Nasenbluten verursacht hatte. Ohne es zu wollen, weckte ich Dulak auf; er rieth mir, hinunterzugehen und mich mit dem Wasser des Brunnens zu waschen, der sich im Hinterhofe neben den Garten befand. Ich stand sogleich auf und schickte mich an, seinem Rathe zu folgen und nach dem Brunnen hinunter zu gehen, als er mich zurückrief, um mich zu fragen, ob ich die Thür, welche aus dem Hause in den Garten führte, schon einmal geöffnet hätte. Ich antwortete ihm,

daß ich mich nicht besinnen könne, sie jemals geöffnet zu haben.

„In diesem Falle,“ sagte er, „nehmen Sie dieses Messer; (er nahm dasselbe gleichzeitig aus der Tasche seiner Weste, welche auf dem Stuhle lag, der neben seinem Bett stand) mit der einen Hand halten Sie die Klinge unter das Schloß, mit der andern heben Sie die Thür ein wenig, sonst bringen Sie sie nicht auf.“

„Ich dankte ihm für seine Aufmerksamkeit, nahm das Messer, welches er mir darbot und ging hinunter. Bald sah ich den Nagen des Messers ein, weil ohne Anwendung desselben das Schloß, welches zerbrochen zu sein schien, nicht zu öffnen gewesen wäre.

„Ich gelangte in den Hinterhof und schöpfte einen Eimer Wasser, dessen Frische die gewünschte Wirkung hervorbrachte. Das Blut hörte auf zu fließen. Ich kehrte in das Schlafzimmer zurück. Dulak, der mich wieder eintreten hörte, fragte mich, ob ich die Hofthür verschlossen hätte, was ich bejahte. Ich legte mich wieder in's Bett und war bald fest eingeschlafen.

„Als ich erwachte, sah ich, daß Dulak schon aufgestanden war. Ich kleidete mich an und ging hinunter. Ich fand die Familie bereits zum Frühstück versammelt. Nach dem gewöhnlichen Morgengruß fragte mich Bertrand, wo sein Onkel sei. Ich antwortete, daß ich ihn noch nicht gesehen hätte.

„Ich auch nicht,“ versetzte Bertrand, „wahrscheinlich geht er am Ufer des See's spazieren.“

„Er wird ganz gewiß wieder da sein, ehe wir mit dem Frühstück fertig sind,“ setzte Martha — so hieß Bertrands Frau — hinzu. „Mein Onkel ist ein großer Freund von Morgenspaziergängen.“

„Die beiden Töchter Bertrands, von welchen die eine elf und die andere neun Jahre alt war, gingen, nachdem sie ihre Schale Milch getrunken, hinauf, um die Schlafzimmer in Ordnung zu bringen.“

„Dulak kam immer noch nicht. Bertrand begann unruhig zu werden; er schickte Peter fort, um ihn überall, wo er gewöhnlich spazieren zu gehen pflegte, zu suchen. Die Familie glaubte offenbar, er habe sich in der Stunde geirrt.“

„Einen Augenblick darauf kamen die kleinen Mädchen mit erschrockenen Mienen die Treppe herunter. Die älteste rief:

„Das Bett meines Onkels ist ganz voll Blut.“

„Bertrand und seine Frau sahen einander erstaunt an. Ich erröthete und beeilte mich, ihnen diesen Umstand näher zu erklären. Ich fügte hinzu, daß ich auf Dulaks Rathen aufgestanden und am Brunnen gewesen sei, wo das frische Wasser den Blutfluß sofort gestillt habe.“

„Ich habe auch Blutstücken am Rande des Brunn-

nens gesehen," sagte Bertrand, „sowie auch in dem Gange, der nach dem Garten führt, aber ich hatte wieder vergessen, woher sie rührten.“

„Die Kleider meines Onkels liegen alle auf einem Stuhl neben seinem Bett," sagte eins der kleinen Mädchen.

„Wie!" rief Bertrand, und eilte augenblicklich die Treppe hinauf.

„Bis zu seiner Rückkunft ward kein Wort gesprochen.“

„Es ist nur zu wahr, was Nicoline gesagt hat," rief Bertrand, als er wieder in's Zimmer trat. „Alle seine Kleider, mit Ausnahme seiner Beinkleider, liegen in seinem Zimmer. In die Tasche seiner Beinkleider," fuhr er mich ansehend fort, „pflegte er seine Börse zu stecken. Vor drei Tagen hat er dreißig Louis'ors für eine Quantität verkaufter Obstbäume eingenommen. Hat er sie Dir vielleicht zum Aufheben gegeben, Martha?"

„Nein," antwortete Martha; „er war eben im Begriff, sie mir vorzuzählen, als dieser Fremde hier an die Thür pochte. Ehe er ging, um zu öffnen, streich er das Geld wieder ein, und steckte es in die Tasche.“

„Das ist sehr sonderbar," hob Bertrand wieder an, indem er mich unverwandt ansah.

„Das Erstaunen raubte mir die Sprache, und mein Schweigen mußte ihn nothwendig in seinem Verdacht gegen mich bestärken.

„Bertrand, sein Schwager und die Frauenzimmer begannen nun, leise mit einander zu sprechen, wobei sie dann und wann, wie ich sehr wohl bemerkte, bedeutungsvolle Blicke nach mir warfen. Nach Verlauf einer Viertelsunde verließ Bertrands Schwager, Namens Laval, das Haus. Nun klagte mich Bertrand, sich nach mir umwendend, laut an, daß ich einer der Diebe sei, welche, wie er sagte, seit einiger Zeit das Land unsicher machten, und daß ich die List erfunden hätte, welche mir Zutritt zu dem Hause verschafft habe, um Duzlak des Geldes zu berauben, welches er kurz vorher eingenommen.

„Nicht zufrieden,“ setzte er hinzu, „den Mann zu bestehlen, der Euch so viel Gefälligkeit erzeigt, habt Ihr ein Verbrechen durch ein noch größeres verbergen wollen; aber zittert, Unglücklicher. Bald werdet Ihr Euch in den rächenden Händen des Gesetzes befinden.“

„Der Schrecken, den ich bei dieser Erklärung seiner Gesinnung empfand, obschon ich sie schon vorher in seinen Augen gelesen, wirkte so lähmend auf mich ein, daß ich alle Besinnung verlor, und meine Unruhe bestätigte den Verdacht Bertrands und seiner Frau nur noch mehr.

„Man schloß die Thür, damit ich nicht entfliehen möchte, und gab mir zu verstehen, daß Laval nach der nächsten Stadt gegangen sei, um die Diener der Justiz herbeizuholen.

„Allmählig gab mir das Bewußtsein meiner Unschuld den Muth wieder. Ich bat Bertrand, meine Rechtfertigung anzuhören. Aber während ich ihm alle Umstände, deren ich mich erinnerte, erzählte, schien er dem, was ich sagte, nicht die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken.

„Bei dem geringsten Geräusch, welches ich vernahm, zuckte ich zusammen. Immer hoffte ich, Dulak eintreten zu sehen. Peter kam wieder und sagte, daß all sein Suchen vergeblich gewesen sei. Bertrand schien sich darüber nicht zu wundern. Martha beeilte sich, ihren Sohn von Allem in Kenntniß zu setzen, was während seiner Abwesenheit vorgefallen sei.

„Nach Verlauf von zwei Stunden kamen die Gerichtsbeamten an und führten mich auf das Zeugniß Bertrands, Lavals und ihrer Frauen in's Gefängniß. Ehe wir noch fortgingen, forderte Bertrand sie auf, mich zu visitiren. (Ich schaudere noch, indem ich es erzähle.) Einer der Gerichtsbeamten zog aus meiner Tasche das blutige Messer, welches mir Dulak gegeben, um damit die Thür zu öffnen. Ich hatte diesen Umstand ganz vergessen, und deshalb auch gegen Bertrand

nichts weiter davon erwähnt. Jetzt wollte mich Niemand anhören, und Alle erklärten, dieses verhängnißvolle Messer sei das Werkzeug, mit welchem Dulak umgebracht worden.

„Gegen alle meine Vorstellungen taub, schleppten sie mich nach der benachbarten Stadt und ich ward in ein Gefängniß geworfen, bis zu der Zeit, wo ich vor Gericht gestellt werden sollte.

„Ich unterrichtete meinen Schwager von dem Unglück, welches mir begegnet war. Er machte sich sofort auf den Weg zu mir. Ich erzählte ihm selbst meine unglückliche Geschichte. Er bot unverweilt sein ganzes Ansehen auf, um einer schimpflichen Verurtheilung vorzubeugen.

„Dulak kam nicht wieder zum Vorschein. Meine Vertheidiger ließen alle nur möglichen Nachforschungen anstellen, aber vergebens. Der verhängnißvolle Tag kam, ohne daß ich das geringste Mittel gehabt hätte, die anscheinend unwiderleglichen Beweise meines Verbrechens zu entkräften. Der Brunnen war allerdings durchsucht worden. Man hatte die Leiche nicht darin gefunden. Aber dieser Beweis meiner Unschuld schien nicht gewichtig genug, um die Beweise meines Verbrechens, besonders das in meiner Tasche gefundene Messer, aufzuwiegen.

„Mein Prozeß dauerte nicht lange. Die Richter

verurtheilten mich einstimmig zum Tode. Dieser Urtheilspruch war auch zugleich der Todesstreich für meine unglückliche Schwester. Ich erfuhr später, daß der Schmerz über mein Unglück sie schnell einem Satten entrißen hatte, welcher sie anbetete. Ich ward in's Gefängniß zurückgeführt, wo ich einen Geistlichen fand, der mich erwartete. Mein Schicksal schien ihn sehr zu rühren. Meine unerschütterliche Festigkeit im Angesichte des Todes flößte ihm Glauben an meine Unschuld ein. Seine Bitten in Verbindung mit dem Ansehen, in welchem mein Schwager, der Graf Harden, stand, retteten mir das Leben. Die Strafe des Todes ward in lebenslängliche Galeerenstrafe umgewandelt.

„Der Tod wäre allerdings vorzuziehen gewesen, wenn ich nicht die Hoffnung gehabt hätte, daß irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß dereinst meine Unschuld beweisen und mich meinem Vaterlande wiedergeben würde.

„Ich will Euch nichts von dem schmerzlichen Augenblicke erzählen, wo ich aus den Armen einer geliebten Schwester gerissen, oder von dem noch schrecklicheren, wo ich nach einer langen und schimpflichen Reise an die Ruderbank geschmiedet ward.

„Von Genua ward ich nach der Insel Corsika gebracht. Hier duldete ich zehn Jahre lang Alles, was die Arbeit Drückendes und die Demüthigung Empö-

rendes hat. O, wie schauerhaft ist der Zustand eines Unschuldigen, der genöthigt ist, mit Bösewichtern zu leben, bestraft wie sie für ein Verbrechen, welches er nicht begangen hat, ohne die Mittel finden zu können, die Ungerechtigkeit der Qualen zu beweisen, mit welchen man ihn zu Boden drückt.

„Nach Verlauf dieser zehn Jahre erklärte der Kaiser von Marokko der Republik Genua den Krieg. Im ersten Feldzuge trug der Kaiser einen vollständigen Sieg über eine genuessische Flotte davon, welche kurz zuvor die Häfen von Corsika verlassen hatte. Ich wurde gefangen genommen und zum Sklaven des Großveziers gemacht. Meine Arbeit bestand darin, die Gärten des Palastes in Ordnung halten zu helfen; mein Loos war jetzt ein weit leichteres, aber ich war doch immer noch Sklave.

„Leider sollte auch meine Sklaverei noch nicht so bald enden. Zwölf Jahre vergingen ohne einen andern Trost, als den einer fortwährend getäuschten Hoffnung. Dann ward ich, ich weiß nicht aus welchem Grunde, den Arbeitern in den Gärten des Kaisers zugeheilt.

„Am dritten Tage, welcher auf diese Veränderung in meinen Verhältnissen folgte, bemerkte ich einen Greis in Sklavenkleidung, dessen Züge ich zu kennen glaubte. Anfangs achtete er nicht auf mich, in dem Augenblicke

aber, wo ich mich ihm näherte, um ihn genauer anzusehen, hatte er nicht so bald seine Blicke auf mich geworfen, als er meinen Namen aussprach. Seine Stimme ließ mich ihn sofort erkennen — es war Dulak. —

„Nach dem wechselseitigen Ausdruck unseres Erstaunens theilte ich ihm Alles mit, was mir seit unserer Trennung zugestossen war, und beeilte mich, ihn nach der Ursache seines plötzlichen Verschwindens zu fragen.

„D,“ sagte er, „was habe ich seit jenem fürchterlichen Augenblick gelitten! — Aber ich murre nicht; die Schickungen des Himmels sind gerecht. Er wird es anders fügen, sobald die Zeit dazu da ist.“

„Nach einer Pause fuhr Dulak folgendermaßen fort:

„Kaum hattet Ihr Euch am Morgen des letzten Tages, wo ich Euch sah, wieder niedergelegt, als ich Jemand durch die Gartenthür in das Haus kommen zu hören glaubte. Ich zog sofort meine Beinkleider und meine Pantoffeln an und ging rasch die Treppe hinunter. Wirklich erblickte ich auch in der Küche zwei meiner Nachbarn, deren Moralität mir immer zweifelhaft erschienen war, und von denen ich wußte, daß sie mit einer Bande Schleichhändler in Verbindung standen, die an der französischen Grenze ihr Wesen trieben. Sie waren eben im Begriff, die Thür zu sprengen,

welche zu einem kleinen Wandschranke führte, worin ich meine Papiere, mein Geld, kurz Alles verwahrte, was ich Kostbares besaß. Ihr könnt Euch ihren Schreck denken; aber mit der Entschlossenheit versuchter Bösewichter warfen sie sich augenblicklich auf mich, steckten mir einen Knebel in den Mund, und nachdem sie sich einige Augenblicke lang berathen, was sie mit mir anfangen sollten, um zu verhindern, daß ihre Missethat an den Tag käme, beschloffen sie, mich nach einem Orte zu schleppen, den sie ihre Höhle nannten.

„Vor dem Hause standen noch zwei Männer, deren Züge mir gänzlich unbekannt waren, und welche hier warteten, um die Bette mit forttragen zu helfen. Sie waren sehr überrascht und aufgebracht, mich zu sehen. Sie überhäufeten mich mit Verwünschungen, weil ich durch mein Dazwischenkommen ihre Expedition unterbrochen hatte, und schwuren mit grimmigem Lächeln, sich dafür zu rächen.

„Die Höhle, von der sie schon gesprochen hatten, war unterirdisch und drei Stunden von meinem Hause entfernt. Hier verbargen sie das geraubte Gut und die Waaren, mit welchen sie Schleichhandel trieben. Hierher führten sie mich. Sie durchsuchten mich und bemächtigten sich einer Summe Geldes, die ich unglücklicher Weise bei mir hatte. Es war dies der Kaufpreis für einige Obstbäume, die ich einige Tage vorher ver-

kaufte hatte. Sie setzten einen Krug Wasser und ein Stück schwarzes Brot in meine Nähe und verließen mich.

„Die Strahlen der Sonne drangen niemals in meinen Kerker. Die Luft war darin so dick, daß ich nur mit Mühe zu athmen vermochte. Man mache sich einen Begriff, was ich außerdem noch von der Unruhe meines Gemüths zu leiden hatte. Ich sah mich in der Gewalt von Menschen, die gewohnt waren, vor keinem Verbrechen zurückzubeugen, getrennt von meiner Familie, deren Unruhe und grausame Ungewißheit, welche durch ein so außerordentliches Verschwinden hervorgerufen werden mußte, ich mir leicht denken konnte.

„Am Abend traten zwei Männer, die ich noch nicht gesehen hatte, in mein Gefängniß. Sie knebelten mich von Neuem und führten mich hinaus. Nachdem wir mehrere Stunden gegangen waren, stießen wir auf einen zahlreichen Trupp Männer, in welchen ich bald die Mitschuldigen meiner Führer erkannte. In ihrer Mitte standen noch fünfzehn Gefangene, die eben so wie ich gefesselt und geknebelt und zu demselben Zwecke wie ich durch die Bösewichter hierher gebracht worden waren.

„Wir machten uns wieder auf den Weg. Nach Verlaufe einiger Stunden kamen wir an einer zweiten Höhle an, die der ersten völlig gleich war. Die andern

Gefangenen wurden eben so wie ich in den tiefsten Theil des unterirdischen Gewölbes geschafft. Die Schleichhändler brachten die Nacht auf dem freien Plage vor dieser Höhle zu.

„Die folgende Nacht mußten wir wieder heraus, wie die vorherige, und nachdem wir sechs Nächte so gewandert waren und sechs Tage in Höhlen zugebracht hatten, sahen wir uns am Strande des Meeres. Wir wurden hier sofort an Bord eines Schiffes gebracht, welches uns in geringerer Entfernung von der Küste erwartete. Bald erfuhren wir, daß der Kapitain dieses Schiffes diesen Schmugglern Sklaven abkaufte und sie später an den Kaiser von Marokko wieder verhandelte.

„Die Ergebung in den Willen Gottes und ein unbegrenztes Vertrauen auf seine Güte belebten unmerklich meinen Muth wieder. Ich war so glücklich, meinen Unglücksgefährten diese tröstlichen Empfindungen ebenfalls mitzutheilen.

„Nach einer stürmischen Ueberfahrt kamen wir an dem Orte an, wo Ihr mich heute noch seht. Seit dieser ganzen Zeit bin ich Sklave gewesen, und wenn die Vorsehung beschloffen hat, daß ich hier mein unglückliches Leben enden soll, so unterwerfe ich, mich ohne zu murren, seinem allmächtigen Willen.“

„Ich komme nun wieder auf mich selbst zurück,“ fuhr der Eremit in seiner Erzählung fort. „Mit wel-

Dem Kummer betrachtete ich diesen vortreflichen Mann in der unglücklichen Lage, in die er ohne mich niemals gekommen wäre, denn wäre ich in jener Nacht nicht aufgewacht und aufgestanden, so hätte er nicht die beiden Bösewichter in sein Haus kommen hören, die ihn seiner Familie entriffen hatten.

„Ich theilte ihm meine Empfindungen mit und gab ihm den Schmerz zu erkennen, welchen sie mir verursachten.

„Urtheilet niemals,“ antwortete er, „nach den Ereignissen, wir haben einander, ohne es zu wollen, mehr Uebles zugesügt, als unsere grausamsten Feinde uns hätten anthun können, aber dennoch haben wir uns nichts vorzuwerfen.“

„Von dem Augenblicke an, wo ich Dulak wiedergefunden hatte, hörte ich nicht auf, über die Mittel nachzuzustinnen, uns beide aus der Sklaverei zu befreien. Ich freute mich im Voraus meines Triumphes in dem Augenblicke, wo ich meine Unschuld beweisen und ihn seiner Familie zurückgeben würde.

„Während alle meine Gedanken diesem Ziele zugewendet waren, riß mich ein unvorhergesehener Umstand aus meiner Verlegenheit und erfüllte mich mit einem freudigen Gefühl, welches meinem Herzen seit langer Zeit nicht beschieden gewesen war. Es traf die Nachricht in Marokko ein, daß ein vor Kurzem verstorbener

französischer Edelmann in seinem Testamente zur Buße für seine Verbrechen eine Summe Geldes ausgesetzt hatte, die zur Loskaufung von fünfzig europäischen Sklaven hinreichend war. Diese sollten unter denen ausgewählt werden, die schon am längsten das harte Loos der Knechtschaft trugen. Denkt Euch die Freude, welche Dulak und ich empfanden, als wir erfuhren, daß wir in diese glückliche Zahl eingeschlossen werden sollten.

„Wir zogen unsere Sklavenkleider aus; man gab uns europäische Kleidung, und wenige Tage darauf schifften wir uns auf einem französischen Fahrzeuge ein, welches uns an die Küsten von Languedoc bringen sollte.

„Die sechs ersten Tage unserer Reise waren sehr schön und unsere Fahrt ging günstig von statten. Am siebenten bei Sonnenuntergang begann der Wind, welcher bis dahin sehr sanft gewesen war, mit großer Heftigkeit zu wehen. Die Wolken stürzten sich förmlich auf einander. Die tiefe Finsterniß, in welche die Natur bald eingehüllt war, ward nur durch den bleichen Schein der Blitze erleuchtet, die sich auf der ungeheuern Wasserfläche widerspiegelten. Das Schiff schien jeden Augenblick vom Blitze getroffen oder von den Wellen verschlungen werden zu sollen. Eine allgemeine Verzückung bemächtigte sich der Passagiere und in einem

Schweigen, welches diese Scene nur noch furchtbarer machte, schien Jeder seinen letzten Augenblick zu erwarten. Endlich ward das Schiff auf eine unter den Wellen verborgene Klippe geschleudert und borst auseinander.

„Die Schaluppe befand sich auf dem Theile des Schiffes, wo Dulak und ich uns befanden. Ein Matrose ließ sie hinab und sprang hinein. Ich zögerte nicht, ihm zu folgen. Ich streckte meine Arme nach Dulak aus und half ihm ebenfalls in die Schaluppe. Kaum war er darin, so trug uns eine hohe Woge von dem Schiffe hinweg. Einen Augenblick später sahen wir es in den Fluthen verschwinden.

„Der Schrecken, den dieses Schauspiel uns verursachte, läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Zuweilen bedauerten wir, daß wir nicht das Loos unserer unglücklichen Gefährten getheilt hatten. Nach Verlauf einer Stunde begann der Wind sich zu legen, aber die See ging immer noch hohl. Es kostete uns viel Mühe, unsere kleine Barke vor dem Umschlagen zu schützen. Mehrere Stunden hindurch gelang uns dies, endlich aber als Nässe, Frost und Ermüdung unsere Glieder starr und steif gemacht hatten, schlug eine Welle über uns hinweg und warf die Schaluppe um. Ich schwimme sehr gut; ich kam wieder auf die Oberfläche und klammerte mich an das Fahrzeug. Mit der über-

natürlichen Kraft, welche der Mensch in großen Gefahren besitzt, gelang es mir, das Fahrzeug wieder herumzudrehen und hineinzusteigen. Ich suchte mit den Augen Dulak; ich gewahrte einen Arm über das Wasser emporragen; ich ergriff denselben und zog den Matrosen aus den Fluthen, dessen Geistesgegenwart mir das Mittel verschafft hatte, das Schiff zu verlassen. Dulak sah ich nie wieder.

„Dieses Unglück machte das Maas meines Glucks voll. Da aber die Erhaltung des Lebens, wenn es durch eine große Gefahr bedroht wird, immer das vorhersehende Gefühl in dem Herzen des Menschen ist, von welchem Kummer dasselbe auch sonst erfüllt sein mag, so fühlte ich in diesem Augenblicke nicht die ganze Größe des Verlustes, den ich so eben erlitten.

„Mit dem ersten Dämmern des Tages bemerkte uns ein kleines spanisches Fahrzeug. Es schickte uns seine Schaluppe und nahm uns an Bord und ließ uns allen Beistand angedeihen, den unsere Lage erheischte. Nachdem der Gedanke an die Gefahren, denen ich ausgesetzt gewesen, ein wenig in den Hintergrund getreten war, begann ich zu fühlen, daß der Verlust Dulaks mich, indem er mir alle Hoffnung raubte, unglücklicher machte, als ich es jemals gewesen.

„Der Matrose, der mein Gefährte in der Schaluppe gewesen, starb einige Stunden nachdem wir auf

dem Schiffe waren, an den Folgen der ungeheuern Anstrengung. Ach, warum mußte ich ihn überleben, ich, der ich so viele Gründe hatte, mir den Tod zu wünschen!

„Am andern Tage langte das spanische Schiff an dem Orte seiner Bestimmung an. Ich stieg an ein Land, welches ich nicht im Mindesten kannte, dessen Sprache ich nicht verstand und wohin ich mich durch den Sturm geschleudert sah, ohne irgend ein Subsistenzmittel zu besitzen.

„Zum Glück für mich sprach der Kapitain des Schiffes französisch. Er war ein edler und menschenfreundlicher Mann. Er ließ mir einen Matrosenanzug reichen und machte mir einige Ducaten zum Geschenk. Ich machte mich nun auf den Weg, in der Ueberzeugung, daß ich in dieser Kleidung, ohne erkannt zu werden, nach dem Schlosse des Grafen Harden gelangen konnte, welches in der Nähe von Ulm lag.

„Ich brauchte sieben Wochen, um diese Reise zu vollenden, aber denkt Euch mein Erstaunen und meinen Schmerz! Ich komme an dem Orte an, wo ich wieder die Umarmung einer zärtlich geliebten Schwester zu genießen hoffte, und erfahre, daß sie meine Verbannung nur um zwei Jahre überlebt hat und daß der Graf Harden ebenfalls schon seit mehreren Jahren gestorben ist.

„Ich fragte, ob meine Schwester Kinder hinterlassen hätte. Man sagte mir, sie habe blos eine Tochter gehabt und auch diese sei bereits gestorben.

„Ich war von der Hand des Unglücks schon so schwer getroffen, daß eine Wunde mehr die Schmerzen meines zerrissenen Herzens nicht vermehren konnte. Ich kann die Festigkeit, mit welcher ich meine einzige und letzte Hoffnung verschwinden sah, nicht anders erklären.

Auf dem Wege nach Ulm war ich an dieser Einsiedelei vorbeigekommen. Sie stand leer. Ihr letzter Bewohner war schon seit mehreren Jahren gestorben. Nichts konnte mich mehr an die Welt fesseln. Alles entfernte mich im Gegentheile von ihr. Ich hätte immer fürchten müssen, den Verwandten Dulaks zu begegnen, und übrigens war ich auch ganz ohne Vermögen, denn mein ganzes Besizthum war durch denselben Urtheilspruch, der mich verbannt, confiscirt worden. Ich beschloß demgemäß, aus dieser Einsiedelei meine künftige Wohnung zu machen. Von dem Gelde, welches mir von dem Almosen übrig geblieben, das mir unter meiner Verkleidung als schiffbrüchiger Matrose gespendet worden, kaufte ich ein Gewand von grobem Stoff, einen Stab und eine Flasche und nahm auf der Stelle Besiz von diesem kleinen Hause. Seit dieser Zeit habe ich ununterbrochen hier gewohnt. Meinen Unterhalt

verdanke ich der Milbthätigkeit der in der Nähe wohnenden Landleute, den Früchten und Wurzeln, die ich baue oder in dem Walde sammle, von welchem meine Klause eingeschlossen ist.

„Fünfzehn Jahre sind seitdem verfloßen, und seit dieser langen Zeit seid Ihr mit Ausnahme der Unterredungen, die ich zuweilen mit den Landleuten pflege, die erste Person, deren Stimme meine Einsamkeit gestört oder vielmehr erheitert und getröstet hat.

„Ich bin jetzt zwei und achtzig Jahre alt. Möchtet Ihr, meine Tochter, ein eben so hohes Alter erreichen, aber ohne wie ich das Leben durch Unglück erkaufen zu müssen. Möchtet Ihr ganz besonders die Stunde des Todes, jetzt noch mein einziger Trost, mit einem eben so reinen Herzen erwarten, als das meine ist.“

Der Eremit schwieg. Lauretta trocknete die Thränen, welche ihr die Schilderung der Leiden ihres Wohlthäters entlockt hatte, dankte ihm für das Vertrauen, welches er ihr zu erkennen gegeben und versprach ihm, ohne seine Einwilligung seine traurige Geschichte Niemandem zu offenbaren.

Die Bürde des Kammers Anderer drückt, wenn wir selbst unglücklich sind, unsern Muth vollends nieder. Lauretta fühlte, wie eine dicke Wolke, die sie

nicht zerstreuen konnte, ihren Geist umbunkelte. Alle ihre Bemühungen, heiter zu erscheinen, dienten nur dazu, die Ermattung aller ihrer körperlichen und geistigen Fähigkeiten zu vermehren. Bald befeuchteten ihre bescheiden zu Boden gesenkten Augen sich unwillkürlich wieder mit Thränen.

Der Greis bemerkte ihre tiefe Melancholie. Er brachte oft das Gespräch auf etwas Anderes, in der Hoffnung, ihre Aufmerksamkeit von den traurigen Gegenständen abzulenken, mit welchen, wie er sah, ihre Gedanken unaufhörlich beschäftigt waren. Nachdem er jedoch eingesehen, daß alle seine Bemühungen in dieser Beziehung erfolglos bleiben würden, bereitete er noch einen Becher von dem Tranke, dessen gute Wirkung sich bereits an ihr bewährt. Er verband ihr die Wunden am Kopfe und am Arme, und als die Nacht herein gebrochen war, forderte er sie auf, im Schlafe die Ruhe zu suchen, welche ihr aufgeregtes Gemüth bedurfte.

Am andern Morgen früh stand Lauretta in dem Augenblicke auf, wo der Greis von der Quelle zurückkam. Er sah mit Vergnügen, daß der Schlaf der jungen liebenswürdigen Frau ihre Gemüthsruhe wenigstens zum Theil zurückgegeben hatte.

Der Eremit war in einem etwas entfernten Bauernhause gewesen, dessen freundliche Bewohner ihm gewöhnlich sein Brod lieferten. Er hatte einige frischge-

pflückte Trauben mitgebracht, um sie Lauretta zum Geschenk zu machen.

Während des Tages gab Lauretta ihrem freundlichen Wirth ihr Erstaunen darüber zu erkennen, daß sie Theodor während der ganzen Zeit ihrer Gefangenschaft in dem Thurme nicht ein einziges Mal gesehen hatte. Der Einsiedler forderte sie auf, dem Himmel zu danken, daß er sie den Gefahren entrinnen lassen, die sie so viel Grund gehabt zu fürchten und sich nicht selbst dadurch zu quälen, daß sie die Augen von der lachenden Aussicht, die sich ihr jetzt öffnete, wendete, um wieder in die Betrachtung einer leidensvollen Vergangenheit zu versinken, die nicht wieder zurückkehren würde.

„Aber wenn er wiederkäme,“ rief Lauretta, „wenn der nichtswürdige Theodor Mittel fände, mich von Alphons auch noch ferner entfernt zu halten!“

Ihre Thränen machten es ihr unmöglich, weiter zu sprechen.

„Warum beschäftigt Ihr Eure Einbildungskraft nur mit solchen Schreckbildern!“ antwortete der fromme Einsiedler. „Niemand ist frei von den Leiden, die einmal mit dem menschlichen Leben verknüpft sind. Je mehr man Ergebung besitzt, desto weniger leidet man hienieden und desto größer ist der Lohn, der uns in einer bessern Welt erwartet. Uebrigens so das Unglück,

welches vielleicht gar nicht vorhanden ist, im Voraus fühlen, heißt Eure ewige Seligkeit in Gefahr bringen, indem Ihr durch einen Mangel an Vertrauen auf Gottes Güte und Allmacht Euch den Zorn dessen zuzieht, der allein Euch glücklich machen kann.“

Lauretta fühlte die ganze Kraft dieser Worte, aber sie fühlte gleichzeitig, daß es für einen Mann der alle Verbindung mit der Welt abgebrochen hatte, leichter war, einen weisen Rath zu geben, als ihr, sich der Unruhe über das Schicksal des Mannes zu entschlagen, den sie anbetete.

Gegen Abend gab ein knisterndes Feuer der Klausur einen traulicheren Anblick. Eine heitere Unterhaltung beschäftigte die Beiden bis zu dem Augenblick, wo der gute Eremit Lauretta andeutete, daß es Zeit sei, sich zur Ruhe zu begeben. Sie verrichteten gemeinschaftlich ihr Gebet und trennten sich dann.

Gegen Mitternacht erwachte Lauretta. Plötzlich trat das Bild ihres Alphons vor ihre Phantasie. Sie war eben noch beschäftigt, allerhand Muthmaßungen anzustellen, was ihm seit ihrer Trennung zugestoßen sein könnte, als das Geräusch eines schwachen Seufzers an ihr Ohr schlug. Dann hörte sie sich etwas bewegen. Sie richtete sich auf ihrem Lager in die Höhe und horchte, aber bald erinnerte sie sich, daß der Einsiedler ja gar nicht weit entfernt von ihr schlief. Sie

lächelte über ihre eiteln Befürchtungen, legte sich wieder nieder und schlief bald fest wieder ein.

Als sie am Morgen aufstand, rief sie den Eremiten und fragte ihn, welche Zeit es sei. Da sie keine Antwort erhielt, so glaubte sie, er sei bereits nach der Quelle gegangen. Sie stand auf und trat in die äußere Abtheilung der Klausur. Welch ein Schauspiel bot sich ihren Augen dar! Ihr ehrwürdiger Wohlthäter lag leblos auf seinem Moosbett ausgestreckt.

Sie stieß einen durchbohrenden Schrei aus und sank zur Erde nieder. Niemand konnte ihrer Stimme antworten oder ihr aufstehen helfen. Endlich wagte sie mit schwankendem Schritte sich der schon kalten Leiche des Einsiedlers zu nähern. Sie betrachtete ihn einige Zeit schweigend, brach dann in Thränen aus und rief:

„Muß in dem Augenblicke, wo ich einen Freund gefunden, der mich über den einstweiligen Verlust Derer tröstet, welchen die heimtückischen Anschläge eines Bösewichts mich entrisen haben — muß in dem Augenblicke, wo ich seinen Beistand am nöthigsten bedarf, der Tod ihn mir entreißen! O warum bin ich nicht zu ihm geeilt, als ich ihn diese Nacht seufzen hörte! Ohne Zweifel war das Leben nahe daran, zu entweichen; vielleicht lebte er noch, wenn ich ihm zu Hilfe gekommen wäre. O du, der du mir das Leben gerettet, verzeihe mir meine unfreiwillige Nachlässigkeit und

wenn nach dem Tode die Heiligen, zu deren Zahl du ganz gewiß gehörst, noch einigen Einfluß hier auf Erden ausüben, o dann wirf einen Blick des Mitleidens auf die Unglückliche, welche während deines Lebens die kleine Mühe gescheuet hat, dir zu Hilfe zu eilen.“

Mit Thränen in den Augen setzte sie sich auf die Bank, wo sie noch den Abend vorher mit dem frommen Einsiedler am Feuer geseßen und ein unterhaltendes und lehrreiches Gespräch gepflogen hatte. — Ein unheimliches Schweigen herrschte in der Klause, welches nur durch ihre Seufzer unterbrochen ward.

Wie ergreifend und rührend ist doch das Bild des Todes unter jeder Gestalt! Der Säugling in der Wiege, das heitere lachende Kind, welches durch eine kurze tödtliche Krankheit in seinen kleinen mit Blumen geschmückten Sarg gelegt worden — die Jungfrau, welche anstatt ihrem Verlobten am Altare die Hand zu reichen, dem kalten, erstarrenden Tode vermählt worden — der jugendliche Krieger, den das Geschöß der blutigen Schlacht in der Fülle des Lebens und der Kraft auf den blutgedüngten Boden niederstreckt — der Greis, der sein müdes Haupt in den Schooß seines letzten und treuesten Freundes niederlegt — wie verschieden sind alle diese Bilder und dennoch wie übereinstimmend in der feierlichen Mahnung, die aus ihnen allen zu unserm Herzen spricht!

Drei Tage und drei Nächte mußten noch vergehen, ehe, wie der Eremit gesagt hatte, der von ihm abgeschickte Bote zurück sein konnte, und obschon sie die Einsamkeit, in der sie sich befand, mit Furcht erfüllte, so fürchtete sie doch noch mehr, dieselbe durch den Besuch eines in böser Absicht kommenden Menschen gestört zu sehen.

Der Tag war ziemlich zu Ende, als sie sich aus ihrer Lethargie aufrüttelte, in welche Schmerz und Nachdenken sie versenkt hatten. Sie aß ein kleines Stück Brot und trank ein Glas Wasser. Sie warf einen schmerzlichen Blick auf die erstarrte Leiche ihres Freundes und nachdem sie inbrünstig gebetet, legte sie sich auf ihr Bett und empfahl sich dem Schutze dessen, der uns während dieses kurzen Lebens nur deshalb so vielen Prüfungen unterwirft, um uns zu zwingen, die ermuthigende Aussicht auf die ewige Glückseligkeit, welche uns nach allen diesen Leiden und Kümmernissen beschert werden wird, immerdar vor Augen zu haben.

### Zwölftes Kapitel.

Kehren wir jetzt zu Alphons zurück, den wir seit der verhängnißvollen Nacht nicht wieder gesehen haben, wo Lauretta ihm durch den schändlichen Theodor entrißen ward.

Die Nacht war schon ziemlich vorgerückt, als Alphons von seiner Arbeit am Flusse zurückkehrte. Als er sich seiner Hütte näherte, ward er sehr überrascht. Die Thür stand offen. Er sah nicht den Schein der Lampe, welche gewöhnlich bis zu seiner Rückkehr brennen blieb. — Er tritt ein. — Alles stumm. Er ruft Lauretta und das Mädchen, welches sie bediente. — Keine Antwort. — Er sucht sie überall. — Er ruft nochmals. — Immer noch keine Antwort. — Er weiß nicht, was er denken soll und läuft nach der Hütte seines nächsten Nachbarn. — Er weckt die Bewohner auf und fragt, kaum wissend, was er spricht, nach

Lauretta. „Sie ist nicht hier.“ — Er eilt nach einer andern Hütte und fragt so in allen nach, die er erreichen kann. — Niemand hatte Lauretta gesehen. — Er kehrt in seine Hütte zurück. — Er sucht wieder. — Von Neuem ruft er seine Lauretta. — Die Unglückliche konnte ihm nicht antworten. — „Sie ist entführt! verloren auf immer!“ rief Alphons. „Theodor, der Nichtswürdige, hat sie mir entrisen. Er triumphirt über mich. Meine Lauretta....“

In seiner Verzweiflung wirft er sich zur Erde nieder. Aber bald ermannt er sich und eilt, das Netz, mit welchem er vom Flusse zurückgekommen war, noch auf dem Arme tragend, mit raschen Schritten nach Schloß Schmalau.

In dem Augenblicke, wo Alphons hier anlangte, war der Baron eben aufgestanden. Alphons gewahrte ihn im Garten. Er lief auf ihn zu und fragte ohne weitere Umschweife, ob Theodor vom Schlosse abwesend sei.

Der Baron antwortete, er habe ihn seit vorigem Abend nicht wieder gesehen, und fragte ihn dann, welchen Beweggrund er habe, eine Frage in so seltsamem und unehrerbietigem Tone zu thun.

Alphons erzählte so kaltblütig, als seine Aufregung ihm gestattete, dem Baron Alles, was seit der Rückkunft Theodors von Paris vorgefallen war.

Der Baron kannte Theodors Charakter zu gut, um an der Wahrheit Dessen zu zweifeln, was Alphons ihm erzählte. Ebensovienig nahm er einen Augenblick Anstand, zu glauben, daß Theodor es sei, welcher Lauretta entführt. Er befahl einem Diener, sofort auf Theodors Zimmer zu gehen und nachzusehen, ob er im Schlosse sei.

Bald kam der Diener wieder.

„Gnädiger Herr,“ sagte er, „der junge Herr schläft noch.“

„Ich habe keinen Augenblick geglaubt, daß er das Schloß verlassen hätte,“ sagte der Baron. „Ich kenne ihn zu gut. Ich errathe die Beweggründe seiner Handlungsweise. Es ist der Stolz und nicht die Liebe, was ihn getrieben hat, Euch das Herz Eurer liebenswürdigen Frau rauben zu wollen. Lauretta's Tugend zwingt ihn, dem Triumphe zu entsagen, den er sich versprochen hat. Jetzt ist nur noch die Rache die einzige Leidenschaft, welche ihn beseelt. Er hat sie befriedigen wollen, indem er mit Gewalt zwei Personen von einander trennte, deren engen Bund er durch die Verführung nicht vermocht hat, zu zerreißen. Aber rechnet auf meine Freundschaft. Ohne Zweifel wird er Eure Gattin der Obhut irgend eines Bauers in der Nachbarschaft bis zu dem Augenblicke übergeben haben, wo er eine günstige Gelegenheit zu finden hofft, sie dem Bereich Eurer

Nachforschungen gänzlich zu entziehen, indem er sie noch weiter fortschaffen läßt. Sattelt das beste Pferd, welches Ihr in meinem Stalle findet, nehmt zwei meiner Leute zur Begleitung und durchsucht alle Wohnungen, die auf dem Grund und Boden meines Gutes stehen. Sprecht und befehlt überall in meinem Namen. Gleichzeitig stehe ich dafür, daß Theodor das Schloß nicht verlassen wird.“

Nachdem Alphons dem Baron seine innige Dankbarkeit bezeugt, eilte er nach dem Stall, und einen Augenblick später galoppirte er fort, begleitet von den zwei Dienern, welche Befehl erhalten hatten, ihm zu folgen.

Theodor war — wenn er überhaupt geschlafen hatte — (denn der Schlaf ist selten dem Verbrecher beschieden) durch den Eintritt des Dieners in sein Zimmer aufgeweckt worden. Er war sofort aufgestanden und in den Hof hinunter gegangen. Hier fragte er alle Diener, denen er begegnete, was für einen Grund sein Onkel gehabt haben könne, zu so früher Stunde nachsehen zu lassen, ob er noch auf seinem Zimmer sei, als er auf einmal den Baron selbst erblickte, der aus dem Garten in das Schloß zurückkam. Der Baron hatte gesehen, wie Theodor mit affectirter Ruhe die Nachricht von dem Verschwinden Lauretta's anhörte, welche ein Diener seinen Kameraden erzählte. Er befehlt Theodor, ihm zu folgen.“

Theodor gehorchte. Er trat mit seinem Onkel in den Salon und warf sich in einen Lehnstuhl. Der Baron schloß die Thür und sprach dann, wie folgt:

„Theodor, die unbegrenzte Nachsicht eines Onkels, der Dich zu sehr liebte, ist die Ursache Deines Verderbens geworden. Die unbestraft gebliebenen Fehler Deiner Kindheit sind die Ursachen der Verbrechen Deiner Jugend. Diese Verbrechen sind, sei es in Folge der Unzulänglichkeit der Gesetze oder der Ohnmacht Derer, welche Du beleidigt hast, ebenfalls ungestraft geblieben. Auf diese Straflosigkeit pochend, willst Du nicht den mindesten Widerspruch dulden. Du athmest nichts als Rache. Aber wisse, die Nachsicht der Gesetze hat eben so wie die eines Onkels ihre Grenzen.“

Theodor erhob sich in der heftigsten Aufregung. Er wollte sprechen.

„Schweig und höre mich,“ sagte der Baron. „Deine Rache hat sich gegen zwei Personen gewendet, die eben so interessant als liebenswürdig sind. Ihre Armuth ist Dir nicht heilig gewesen. In Deinen Augen waren sie noch nicht unglücklich genug, so lange sie bei einander waren. Deine Wuth hat nur dadurch Befriedigung finden können, daß Du sie von einander gerissen hast. Aber zu Deiner Schmach und Schande werden sie einander bald wiedersehen.“

Theodor hatte sich geschmeichelt, Alles so einge-

richtet und ausgeführt zu haben, daß es unmöglich wäre, den Verdacht der Entführung Lauretta's auf ihn zu werfen. Die Erklärung, welche der Baron jetzt von sich gab, reizte ihn daher zur äußersten Wuth. Er rief:

„Wie, Du beschuldigst mich, die Frau des Fischer Alphons entführt zu haben? Du hast wirklich eine hohe Meinung von meinem Geschmack und von der Achtung, die ich mir selbst schuldig bin.“

Dann setzte er mit teuflischem Lächeln hinzu:

„Aber ich bitte dieses Geschöpf um Verzeihung. Es kommt mir nicht zu, über die Eigenschaften dieser Frau zu entscheiden. Ich habe sie niemals gesehen.“

„Niemals gesehen!“ wiederholte der Baron, indem er seinen Neffen scharf ansah.

Theodor begegnete dem Blicke seines Onkels. Er glaubte darin die Ueberzeugung von der Lüge zu lesen, die er vorzubringen gewagt. Er gab deswegen aber auch nicht die Hoffnung auf, ihm zu imponiren. Er ließ daher auf das höhnische, verächtliche Lächeln den feierlichsten Ton folgen, der ihm zu Gebote stand und rief:

„Nein, beim Himmel schwör' ich, daß —“

„Halt ein, Unglücklicher, halt ein!“ rief der Baron, ihn unterbrechend. „Beleidige nicht den Himmel durch einen Schwur, welcher, wenn Du ihn auch tau-

send Mal wiederholtest, mich doch nicht überzeugen würde. Es ist mir unmöglich, zu glauben, daß ein Mensch, der im gerechten Verdacht steht, ein so verabscheuungswürdiges Verbrechen begangen zu haben, wie das, welches man Dir zur Last legt, Anstand nehmen werde, ein zweites zu begehen, sobald er hoffen kann, dadurch an seine Unschuld glauben zu machen.“

Als er sah, daß der Baron unerschütterlich war, glaubte er, einen andern Ton anschlagen zu müssen.

„Da Du eine so schlechte Meinung von mir hast, lieber Onkel,“ sagte er, „so werde ich ruhig die Zeit abwarten, wo meine Unschuld an den Tag kommen wird. Dann hoffe ich wenigstens, wirst Du mir Deine Achtung wiederschenken. Mittlerweile werde ich meinen Trost in dem Zeugniß meines Gewissens suchen.“

Der Baron kannte das menschliche Herz. Er hatte nicht erwartet, daß Theodor sein Verbrechen eingestehen würde. Er wußte, daß alle seine Bitten, ihn zu einem solchen Geständniß zu bewegen, nur dazu dienen würden, die Zahl seiner Meineide zu vermehren. Er sagte daher zu ihm:

„Theodor, es ist möglich, daß Du unschuldig bist. Es würde mir großes Vergnügen machen, wenn ich diese Ueberzeugung gewinnen könnte, aber ich fürchte sehr, daß Du schuldig bist. Wenn Du es bist, so hast Du den Zwang, den ich Dir auflegen werde, nur

zu sehr verdient; wenn Du dagegen unschuldig bist, so wird Dir diese Prüfung meine ganze Achtung und Freundschaft wiedergeben. Die zwei Zimmer am Ende der Gallerie, auf der Nordseite des Schlosses, werden Dir so lange zum Gefängniß dienen, bis Lauretta ihrem Ehegatten zurückgegeben ist. Wenn Du sie, wie alle Umstände mich berechtigen zu glauben, hast entführen lassen, so ist es meine Pflicht, Dich zu verhindern, sie weiter zu verfolgen. Sobald sie wieder gefunden sein wird, werde ich Maßregeln ergreifen, die Dir es unmöglich machen sollen, ihre Ruhe in der Zukunft wieder zu stören."

Theodor, ganz erstaunt über eine Strenge, an die er nicht gewöhnt war und ganz außer sich, daß es ihm nun nicht möglich war, Lauretta nachzueilen, stützte sich auf ein Fenster des Salons und verhüllte sich das Gesicht mit dem Tuche.

Das zu seinem Gefängniß bestimmte Zimmer ward augenblicklich in Stand gesetzt.

Theodor ließ sich hineinführen, ohne ein Wort zu sprechen. Die Thür ward von seinem Onkel mit eigener Hand verschlossen.

Der Schlüssel des Zimmers ward von dem Baron einem Diener anvertraut, dessen Unbestechlichkeit er kannte. Gleichzeitig befahl er ihm, Theodor oft zu besuchen und ihm Alles zu reichen, was zu seiner Zer-

freuung dienen könnte, aber ihm unter keinerlei Vorwand zu gestatten, den Umkreis seines Gefängnisses zu verlassen.

Sehr spät am Abend kam Alphons ganz erschöpft und von Kummer niedergebeugt zurück. Alle seine Nachforschungen waren ohne Erfolg gewesen. Nichts destoweniger bat er den Baron, ein anderes Pferd nehmen zu dürfen, um seine Nachforschungen nach Lauretta weiter fortsetzen zu können. Der Baron unterrichtete ihn von Allem, was zwischen ihm und Theodor vorgefallen war und forderte ihn dringend auf, die Fortsetzung seiner Nachforschungen bis auf den andern Morgen zu verschieben. Aber Alphons ließ sich durch nichts zurückhalten. Nachdem er sich endlich durch vieles Zureden bewegen lassen, eiligst etwas Speise und Branke zu sich zu nehmen, bestieg er ein frisches Pferd, welches man für ihn herbeigeholt, und verließ das Schloß, indem er eine andere Richtung einschlug, als die, welche er am Morgen verfolgt hatte.

Am andern Tage besuchte der Baron Theodor. Die Stille und Einsamkeit, an die er nicht gewöhnt war, hatten die angeborene Unbeugsamkeit seines Charakters schon etwas gemindert. Sobald er seinen Onkel erblickte, beschwor er ihn mit Thränen in den Augen, ihm die Freiheit wiederzugeben. Während seiner langen Rede untersuchte der Baron aufmerksam

das Zimmer, um sich zu versichern, daß nichts darin vorgenommen worden, was auf einen Fluchtversuch schließen li.ße. Hierauf verließ er seinen Neffen, ohne ihm ein Wort erwiedert zu haben.

Gegen Mitternacht kam Alphons nach Schloß Schmalau zurück. Die Anstrengung und Unruhe hatten seine Kräfte so erschöpft, daß er sich kaum noch auf den Füßen zu halten vermochte. Man half ihm vom Pferde herunter und trug ihn auf Befehl des Barons in eins der Zimmer des Schlosses, wo man ihn zu Bett brachte.

„Sie ist auf immer verloren! auf immer!“ rief er, als der Baron sich seinem Bette näherte. Er wollte noch mehr sagen, aber die Kraft dazu fehlte ihm.

Der Baron bot alle erdenkliche Mittel auf, um seinen Schmerz zu beschwichtigen, aber derselbe war zu heftig. Nur Lauretta's Rückkunft konnte ihn trösten.

Am andern Morgen mit Tagesanbruch ließ der Baron vier seiner Leute aufsitzen. Er befahl ihnen, einen größern Cirkel zu durchreiten als Alphons gethan und kein Mittel unversucht zu lassen, welches sie auf Lauretta's Spur führen könnte.

Ein heftiges Fieber hatte den armen Alphons ergriffen. Schon am Nachmittage begann er irre zu reden. Inzwischen hatte er jedoch einige lichte Augenblicke, während welcher er nach Lauretta fragte. Einen

Augenblick darauf hatte das Delirium sich wieder seiner bemächtigt. Er glaubte dann, sie vor seinem Bett stehen zu sehen, aber bald raubte ihm die rückkehrende Vernunft diesen süßen Irrthum wieder.

So vergingen acht womöglich noch qualvollere Tage für Theodor sowohl als für die Opfer seiner Brutalität und Rachsucht. Das Vergnügen, welches er früher empfand, wenn er an das Gelingen seines Plans dachte, ward jetzt durch die Furcht vergiftet, daß es ihm niemals gelingen würde, den Verdacht und Argwohn seines Dinkels zu bestegen. Er hatte schon mehrere Pläne zur Flucht entworfen, aber immer waren sie durch irgend ein unvorhergesehenes Hinderniß unausführbar gemacht worden.

Endlich, als er seine Gefangenschaft nicht mehr ertragen konnte, ließ er sich herab, zu bitten, er, der sonst nur zu befehlen gewohnt war. In den demüthigsten Ausdrücken, von den glänzendsten Versprechungen begleitet, beschwor er den mit seiner Bedienung und Bewachung beauftragten Domestiken, seine Flucht zu begünstigen.

Der Diener aber hatte vom Baron zu positive Befehle erhalten, als daß er einen Augenblick hätte zweifelhaft sein sollen. Er stellte dem jungen Herrn vor, daß alle Belohnungen, die er ihm verspräche, ihm nie-

mals den Verlust der Gunst des Barons aufwiegen könnten.

Der Baron, der seinen Neffen seit dem zweiten Tage seiner Gefangenschaft nicht besucht hatte, trat in diesem Augenblicke ein. Seine Gegenwart machte dem Gespräch ein Ende. Theodor brach, sobald er seinen Onkel erblickte, in Thränen aus, rief den Himmel zum Zeugen seiner Unschuld an und bat den Baron von Neuem, ihm die Freiheit wieder zu geben.

„Du kennst die Gründe,“ antwortete der Baron, „die mich bewogen haben, Dir diese nur allzuleichte Strafe aufzulegen. Suche nicht, mir durch Thränen zu imponiren, welche Dir nur die Verzweiflung auspreßt. Dein Verbrechen nicht weiter verfolgen zu können. Sie werden mich nicht bewegen, von einer Strenge abzugehen, zu der Du mich gezwungen hast. Ich wünsche, daß aus dieser ganzen Angelegenheit nicht andere Nachtheile für Dich hervorgehen mögen, als die, welche ich Dich empfinden lasse, indem ich Dich nöthige, hier zu bleiben.“

Theodor betheuerte von Neuem seine Unschuld, warf sich vor seinem Onkel auf die Kniee nieder und siehete ihn schluchzend an, seiner Gefangenschaft ein Ende zu machen.

Der Baron hatte seinen Neffen zu zärtlich geliebt, um gegen seine Bethuerungen und Bitten ganz un-

empfindlich zu sein. Er verließ das Zimmer, denn er fürchtete, sich zu einer Milde bewegen zu lassen, welche er später Grund hätte, zu bereuen.

Gegen den Abend des achten Tages, als Alphon's Fieber sich ein wenig zu mindern begann, ging auch sein Delirium in stumme Melancholie über.

Den Tag darauf kamen die vier Boten zurück. Der eine davon erstattete seinen Rapport in folgenden Worten:

„Wir begegneten einer alten Frau. Sie sagte uns, daß eine junge Frau, welche nach der Beschreibung, die wir ihr von Lauretta gaben, allerdings sehr viel Aehnlichkeit mit dieser gehabt und viel von dem Schlosse Schmalau gesprochen hatte, von zwei Männern am Morgen des Tages, wo Lauretta verschwunden, in ihre Hütte gebracht worden und hier bis zum Einbruch der Nacht geblieben war. Sie bezeichnete uns den Weg, den die beiden Männer und die junge Frau eingeschlagen hatten, als sie die Hütte verließen. Wir legten mehrere Meilen in dieser Richtung zurück, ohne jedoch eine Spur von den Flüchtlingen zu finden.“

Diese Mittheilung überzeugte den Baron vollends von Theodors Verbrechen. Er beschloß, selbst die alte Frau aufzusuchen, um weitere Erkundigungen von ihr einzuziehen. Dem zu Folge befahl er den vier Dienern,

die so eben zurückgekommen waren, sich bereit zu halten, in Einer Stunde mit ihm wieder fortzureiten.

Während dieser Zeit dachte Theodor unausgesetzt an die Mittel, sich zu befreien. Als der Diener wieder auf sein Zimmer kam, schmeichelte er ihm, weinte und flehete ihn an, ihm seine Bitte zu gewähren. Der treue Diener, der nicht fähig war, sich verführen zu lassen, aber auch Theodor sich nicht länger vergeblichen Hoffnungen hingeben sehen wollte, erklärte ihm daher seine Weigerung in entschiedenen, offenen Worten.

Sich von einem Diener mit allen seinen Bitten und Versprechungen abgewiesen zu sehen, war für Theodor eine Demüthigung, die er nicht ertragen konnte. Er packte den armen Unglücklichen bei der Gurgel und nachdem er ihn zu Boden geworfen, ließ er seine ganze Wuth an ihm aus. Von dem Schlage betäubt, blieb der Diener bewusstlos am Boden liegen. Theodor bemerkte dies, versäumte nicht, diesen Umstand zu benutzen und durchsuchte ihm schnell die Taschen. Er bemächtigte sich des Schlüssels zum Zimmer, öffnete die Thür, ging vorsichtig hinaus und verschloß sie wieder hinter sich, als ob er noch in dem Zimmer wäre.

Der Baron kam Ein Uhr Nachmittags in der Bauernhütte an. Die alte Frau, welche keine andere war als Nanny, erzählte ihm Alles, was er bereits wußte. Sie fügte bloß noch hinzu:

„Die junge Frau gab mir den Wunsch zu erkennen, einen Brief zu schreiben, indem sie mich gleichzeitig ersuchte, ihn nach dem Schlosse Schmalau zu bestellen, aber es war mir unmöglich, ihr Schreibmaterialien zu verschaffen. Hierauf bat sie mich, meinen Mann aufzufordern, selbst nach dem Schlosse Schmalau zu gehen und dem Baron von Schmalau zu melden, daß sie durch zwei Bösewichter auf Veranstaltung Theodors in unser Haus geschleppt worden. Joseph wollte morgen diesen Auftrag ausrichten, weil seine Arbeit ihm nicht erlaubt hat, es eher zu thun.“

Nun nahm Joseph das Wort und erzählte dem Baron, er sei am Vorabend der Ankunft Lauretta's in seinem Hause von zwei Männern angeredet worden, während er im Walde gearbeitet habe. Sie hätten ihn gefragt, ob er in der Nachbarschaft wohne, ob er ihnen den folgenden Tag seine Wohnung zur Verfügung stellen wolle und endlich, ob Geld ihn bestimmen könne, ein Geheimniß zu bewahren.

„Ich bin sehr arm,“ fuhr der Holzhauer fort. „Ich streckte die Hand aus, einer der beiden Männer drückte mir ein paar Goldstücke darein und ich versicherte ihnen, daß ich bereit wäre, Alles für sie zu thun, nur keinen Mord. Der, welcher mir die beiden Goldstücke gegeben hatte, antwortete: „Wir verlangen von Dir nichts als Verschwiegenheit. Wir werden mor-

gen früh eine junge Frau in Dein Haus bringen. Trage Sorge, ein Bett für sie bereit zu halten. Wir werden den ganzen Tag in Deinem Hause verweilen.“

— „Sehr gut, meine Herren,“ sagte ich zu ihnen, „ich werde Euch erwarten.“ — Ich ging einige Schritte mit ihnen, um ihnen mein Haus zu zeigen. Dann wünschten sie mir gute Nacht und entfernten sich.“

„Erzähle weiter,“ sagte der Baron.

„Wie die beiden Männer mir gesagt hatten, so brachten sie am andern Tage ziemlich frühzeitig eine junge Frau hierher, welche sie der Obhut der meinigen übergaben. Der Eine der beiden Männer fuhr mit dem Wagen, in welchem sie sie gebracht hatten, wieder fort und kam blos mit den Pferden wieder. In der Nacht nahm der, welcher dem Andern zu befehlen zu haben schien, Lauretta vor sich auf's Pferd. Er gab mir ein drittes Goldstück und sie entfernten sich. Später haben wir nichts wieder von ihnen gehört.“

„Warum habt Ihr mich nicht eher von allem Diesem in Kenntniß gesetzt?“ rief der Baron. „Doch alle Klagen sind jetzt vergeblich.“

Mit diesen Worten gab er Nanny einige Stücken Geld und kehrte nach Schmalau zurück.

In der Hoffnung, daß dieser unwiderlegliche Beweis von dem Verbrechen Theodors denselben vielleicht bewegen könnte, die Wahrheit zu bekennen, ging der

Baron nach dem Zimmer hinauf, wo er seinen Neffen eingeschlossen hatte. Kaum konnte er sich von seinem Erstaunen erholen, als er den Diener, dem er die Schlüssel anvertraut, auf der Diele ausgestreckt liegen sah. Dieser Letztere, der sich von seiner Betäubung in Folge des erlittenen Schlags noch nicht erholt hatte, konnte nicht den mindesten Aufschluß über Theodor geben. Da er erst seit kurzer Zeit fort war und folglich noch nicht weit sein konnte, so machten sich der Baron und auf seinen Befehl sämtliche Diener auf den Weg, um ihm nachzusetzen.

Theodor hatte sich mittlerweile in seinem Schlafzimmer versteckt gehalten. Sobald er seinen Dunkel und sämtliche Diener das Schloß hatte verlassen sehen, wagte er in den Hof hinunter zu gehen, eilte nach dem Stall, sattelte sich selbst sein Pferd und schwang sich darauf. Nun verschwand alle seine Furcht, denn er wußte, daß die, welche ihn verfolgten, zu Fuße waren und er kannte die Schnelligkeit und Ausdauer seines Pferdes. Er gab demselben daher die Sporen und sprengte in gestrecktem Galopp fort.

So gestattet die Vorsehung dem Bösen vorübergehende Triumphe, um die Bestrafung des Verbrechens desto auffälliger hervortreten zu lassen.

Nicht lange darauf kehrte der Baron nach dem Schlosse zurück. Er befahl vierein seiner Leute, zu Pferde

zu steigen und alles Mögliche aufzubieten, um Theodor einzuholen.

Da alle Nachrichten, welche der Baron in Bezug auf Lauretta erhalten, darauf hindeuteten, daß sie sich in der Gewalt der Werkzeuge Theodors befand, so beschloß er, Alphons von dem, was er erfahren, nichts zu sagen und ihm eben so das zu verschweigen, was an diesem Tage auf dem Schlosse geschehen war.

Am andern Morgen trat er zu früher Stunde in Alphons' Zimmer und rief:

„Freut Euch, Alphons, Lauretta ist wieder gefunden. Lauretta ist in Sicherheit.“

Alphons glaubte erst, seine Sinne täuschten ihn. Er fürchtete, sich diese entzückende Nachricht von dem Baron wiederholen zu lassen, denn er fürchtete zugleich, daß sein Glück wieder entschwinden möchte. Er ergriff den Baron bei der Hand, drückte sie in die seine und brach in Thränen aus.

Der Baron gab ihm nun den von Lauretta's Hand geschriebenen Brief, den der von dem Eremiten abgesendete Bauer ihm gegeben hatte.

Ob schon das Fieber des armen Alphons sich durch die Bemühung des Arztes, dessen Behandlung der Baron ihn anvertraut, bedeutend vermindert hatte, so war es doch, so lange die Ursache dieses Fiebers, — Gemüthserschütterung — nicht ganz gehoben war, noch

nicht möglich gewesen, ihn vollkommen wieder herzustellen. Alles, was er während dieser letzten zehn Tage gelitten, hatte ihn so abgespannt und so geschwächt, daß, als er eine so frohe und unerwartete Nachricht vernahm, seine Freude ihm fast das Leben gekostet hätte. Sobald er wieder zu sich kam, drückte er den Brief Lauretta's bald an seine Lippen, bald an sein Herz. —

Als seine Freude sich wieder in so weit beschwichtigt hatte, um den Baron ruhig anhören zu können, sagte ihm sein edelmüthiger Gönner, daß er es über sich nehmen würde, Lauretta auf das Schloß zurückzuführen.

Bei diesen Worten sprang Alphons aus dem Bett, auf welchem er vorher kaum sitzen konnte. Er versicherte, daß er vollkommen wieder hergestellt sei und flehete den Baron an, ihm zu erlauben, ihn begleiten zu dürfen. Aber der Arzt widersetzte sich mit Festigkeit diesem Vorhaben und erklärte, er könne nicht das Zimmer verlassen, ohne seine Gesundheit, ja sogar sein Leben auf's Aeußerste zu gefährden.

Ueber das Schicksal Lauretta's beruhigt, fügte sich Alphons, wiewohl ungern, dem weisen Rathe des Arztes. Der Baron von Schmalau entfernte sich, begleitet von zweien seiner Diener und von dem Bauer,

welcher sie nach der Wohnung des Einsiedlers führen sollte. —

Auf dem Wege nach der Einsiedelei begegnete er denen seiner Leute, welche er zur Auffuchung Lauretta's ausgesandt hatte. Ihre Bemühungen waren bis jetzt fruchtlos gewesen. Da er jetzt gewiß wußte, daß sie nicht mehr sich in der Gewalt seines Neffen befand, so befahl er ihnen, ihre weiteren Nachforschungen einzustellen.

Am dritten Tage nach der Abreise des Barons war es mit Alphons' Genesung so weit gediehen, daß der Arzt ihm erlaubte, das Zimmer zu verlassen. Das Fieber war vollständig von ihm gewichen. Seine Kräfte nahmen rasch wieder zu. Er weidete sich im Voraus an der Wuth und Beschämung Theodors, wenn er Lauretta wieder wohlbehalten in dem Hause ihres Vatters sehen würde. Er glaubte, Theodor befinde sich immer noch in dem Gefängnisse, in welches sein Dinkel ihn hatte einschließen lassen. Der Baron hatte geglaubt, ihm die Flucht Theodors verschweigen zu müssen, aus Furcht, seine Unruhe dadurch noch zu vermehren.

Am Abend des vierten Tages wollte der Baron wieder zurück sein. Alphons erwartete mit der lebhaftesten Ungeduld die Stunde, welche ihn auf das Schloß

zurückführen sollte. Die Mitternachtsstunde schlug und der Baron war immer noch nicht zurück.

Alphons bemühte sich, Gründe zu seiner eigenen Beruhigung aufzufinden.

„Es ist möglich,“ sagte er bei sich selbst, „daß er sich in Bezug auf seine Rückkehr um einige Stunden geirrt hat.“

Mitten in dem Schweigen der Nacht horchte er mit der aufmerksamsten Spannung. Das geringste Geräusch schien ihm von einem heranrollenden Wagen herzurühren. Die Sonne ging wieder auf, und seine Unruhe stieg immer höher. Der Tag verging in tödtlicher Aufregung, und die Nacht vermehrte noch die Furcht des zitternden Alphons.

Gegen vier Uhr Morgens wandelte Alphons mit unruhigen Schritten in seinem Zimmer auf und ab; seine Phantasie ward von den fürchterlichsten Schreckbildern gequält; da schlug das ferne Rollen eines Wagens an sein Ohr. Er ergriff seine Lampe. Während er in den Hof des Schlosses hinabging, kam das Geräusch immer näher. Seine Hände zitterten so sehr, daß es einige Zeit dauerte, ehe er das Thor öffnen konnte. Endlich gelang es ihm in demselben Augenblicke, wo der Wagen hielt.

Alphons lief mit seiner Lampe in der Hand nach der Stelle, wo er den Wagen hatte halten hören, und

ohne sich Zeit zu nehmen, den Baron zu begrüßen, als derselbe aus dem Wagen stieg, stürzte er vorwärts und breitete die Arme aus, um seine Lauretta zu empfangen. Eitle Hoffnung! Lauretta befand sich nicht im Wagen.

Alphons stand starr vor Erstaunen und Schmerz unbeweglich da.

Der Baron faßte ihn bei der Hand und führte ihn in den Hof des Schlosses zurück.

„Sagen Sie mir Alles!“ rief Alphons; „sagen Sie mir, daß sie todt ist! Dieses Wort wird auch mein Todesurtheil sein.“

„Entfernt diese traurigen Gedanken. Sie ist nicht todt. Man hat sie zum zweiten Male entführt.“

„Entführt? Wie? Wer? Auf welche Weise? Hätte vielleicht dieser schändliche Eremit —“

„Beschimpft nicht auf diese Weise den Namen dieses ehrwürdigen Mannes,“ sagte der Baron, Alphons unterbrechend. „Er hat, glaube ich, für Lauretta nur zu viel gelitten. Als ich in seine Klause trat, war der erste Gegenstand, der mir in die Augen fiel, sein auf dem Boden ausgestreckt liegender Leichnam.“ —

„Und Lauretta?“

„Alle meine Nachforschungen sind vergeblich gewesen.“

„Welch schreckliches Geheimniß! Wer hat denn ihren Zufluchtsort entdecken können? Wer hat sie daraus entführt? — Theodor kann es nicht sein, da dieser hier im Schlosse ist.“

Alphons zuckte zusammen und sah den Baron verwundert an. Dieser Letztere, der ihm bis jetzt sorgfältig Theodors Flucht verschwiegen hatte, sah ein, wie unklug er jetzt gehandelt. Er wollte sein Versehen wieder gut machen, indem er seine Worte wieder zurücknahm, aber Alphons eilte sogleich fort, um sich selbst von der Wahrheit zu überzeugen, und die leeren Gemächer, welche das Gefängniß Theodors gewesen waren, bestätigten seine Befürchtungen nur zu sehr.

Nur wer geliebt hat, kann den Schmerz begreifen und theilen, den Alphons bei dieser grausamen Enttäuschung empfinden mußte. Eine Zeit lang versank er in stumme Betäubung. Bald aber verwandelte sich seine Niedergeschlagenheit in Wuth. Er entwarf tausend verschiedene Pläne, denen er fast eben so schnell wieder entsagte, als er sie faßte. Die Aufregung und Unruhe seines Geistes erlaubten ihm nicht, lange genug bei einem derselben stehen zu bleiben und ihn weiter zu verfolgen.

Von Verzweiflung und Wuth gefoltert, ging er in den Hof hinab. Eine Zeitlang lief er in demselben herum, ohne zu wissen wohin. Plötzlich blieb er stehen.

„Vielleicht,“ rief er, „ist es noch nicht zu spät, um sie zu retten. Gerechter Himmel, bewaffne meinen Arm, leite meine Schritte!“

Er verließ mit eiligen Schritten den Hof.

Der Baron war aus Besorgniß für Alphons zum Arzte gegangen und wollte ihn nun mit diesem gemeinschaftlich wieder auffuchen. Aber sie kamen zu spät. Alphons hatte mittlerweile Zeit gehabt, ein Pferd aus dem Stalle zu ziehen und war davon geritten, ohne von Jemand gesehen worden zu sein.

— 80 —

Dreizehntes Kapitel.

Während der zwei ersten Tage, welche auf den Tod des Einsiedlers folgten, ward Lauretta's Einsamkeit nicht gestört. Die Hoffnung, bald wieder mit ihrem Alphons vereinigt zu werden, konnte allein ihr den Anblick des traurigen Schauspiels erträglich machen, welches sie gezwungen war, zu betrachten.

Am Abend vor dem Tage, an welchem sie die Rückkunft des Bauers erwartete, hatte sie sich eben auf ihr Bett geworfen, als sie das Murmeln mehrerer Stimmen zu hören glaubte. Bitternd und kaum athmend horchte sie in jenem Zustande stummer Angst, während dessen man sich kaum sich zu regen getraut, aus Furcht, das zu überhören, was man zu erlauschen wünscht. Bald unterschied sie den Schall von Dritten in dem vordern Theile des kleinen Hauses, und in demselben Augenblicke hörte sie die Worte: „Gebt mir das Licht.“

Das Licht kam näher, und der erste Gegenstand, der ihr in die Augen fiel, war die Gestalt Theodors.

Lauretta stieß einen Schrei aus. Sofort trat der Mann, welcher die Laterne hielt, nachdem er sie in Theodors Hände gegeben, heran, ergriff Lauretta am Arme und schleppte sie aus der Hütte hinaus. Theodor verbarg das Licht unter seinem Mantel und folgte ihnen auf dem Fuße.

Der von Lauretta so gefürchtete Augenblick war jetzt gekommen. Eine tödtliche Kälte machte ihr Herz erstarren und gestattete ihr nicht, auch nur ein einziges Wort hervorzubringen. Ihr Führer fuhr fort sehr rasch zu gehen und sie mit sich fortzuschleppen. Er bewahrte eben so wie Theodor das tiefste Schweigen. Als Lauretta die Fähigkeit, zu sprechen, wieder gewann, machte sie nichtsdestoweniger keinen Gebrauch davon und richtete an ihre Verfolger ebenfalls kein einziges Wort. Sie wußte nur zu gut, daß Theodor für alle ihre Bitten taub sein würde, und eben so bedachte sie auch, daß Theodors Spießgeselle, sei es daß er seine Absichten kannte, oder sei es, daß er sich für Geld anheischig gemacht, ihm blindlings zu gehorchen, für die Stimme des Mitleids eben so unzugänglich wäre.

Der schwache Schimmer der Sterne erhellte ihren Weg. Bald erkannte Lauretta den Wald, den sie am Morgen des Tages, wo sie auf so wunderbare Weise

aus dem Gefängnisse befreit worden, zum Theil durchschritten hatte. Als sie noch eine Zeitlang weiter marschirt waren, sah sie allmählig jenes auf einer Anhöhe liegende verhängnißvolle Schloß, welchem sie jetzt ganz nahe gekommen waren.

In diesem Augenblicke ließ sich ein Geräusch, ähnlich dem, welches Lauretta in der zweiten Nacht ihrer Gefangenschaft so sehr beschäftigt hatte, in der Ferne hören. Sie zuckte zusammen, indem sie sich die trügerischen Hoffnungen zurückrief, welche dieses Geräusch ihr schon einmal eingeflößt. Ihr Führer, welchen diese plötzliche Bewegung vermuthen ließ, sie wolle ihm entweichen, packte sie fester am Arme, wendete sich gleichzeitig gegen Theodor herum und sagte:

„Sie sind da.“

„Wohlan, warten wir einige Minuten,“ entgegnete Theodor.

„D nein,“ antwortete sein Begleiter, „sie werden schon lange wieder hinein sein, ehe wir die Höhle erreichen. Und übrigens, wenn sie es nicht wären, so würden sie uns doch nicht sehen.“

„Gut,“ antwortete Theodor, „gehen wir weiter.“

„Die Höhle!“ sagte Lauretta bei sich selbst, und plötzlich stellte ihr ihre Phantasie diese Höhle als das Grab vor, welches ihr bestimmt sei. Der schreckliche Gedanke, ihren Alphons niemals wieder sehen zu sollen,

veränderte alle ihre bis jetzt gefaßten Vorsätze dermaßen, daß sie auf dem Punkte stand, sich auf die Kniee niederzuwerfen und einen Versuch zu machen, ob sie nicht das Mitleid ihres Führers erwecken könne, als eine Stimme in nur kurzer Entfernung von ihr rief:

„Lauretta Byroff!“

„O mein Gott, was hör' ich!“ rief Lauretta.

Sie waren noch im Walde. Theodor befahl dem Manne, welcher Lauretta führte, stehen zu bleiben. Dieser gehorchte. Sie sahen sich nach allen Seiten um. Sie konnten keinen Menschen erblicken. Alles war ruhig und still.

„Das ist aber sonderbar,“ sagte Theodor. „Diese Worte waren an Euch gerichtet,“ setzte er hinzu, indem er sich gegen Lauretta wendete. „Was bedeuten sie? Ich will es wissen.“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Lauretta.

„Ist es nicht Euer Name?“ fragte Theodor lebhaft.

„Ihr wißt, daß mein Name Lauretta ist.“

„Antwortet auf meine Frage. Ich frage Euch, ob Byroff Euer Familienname ist.“

„Nein.“

„Wie lautet er denn? Suchet nicht etwa, mich zu hintergehen.“

„Byroff.“

Einen Augenblick der Ueberlegung hatte sie daran erinnert, daß sie nicht einen Namen aussprechen dürfe, den ihr Gatte so sorgfältig verschwiegen, und sie war eine zu große Feindin der Lüge, um einen falschen zu nennen.

„Dann bekennet Ihr selbst, mir auf meine erste Frage nicht die Wahrheit gesagt zu haben. Wie kann ich wissen, ob das, was Ihr jetzt sagt, nicht abermals eine Lüge ist? Also erklärt mir auf der Stelle, was diese geheimnißvolle Stimme zu bedeuten hatte, oder Ihr seid ein Kind des Todes.“

„Ich kann es Euch nicht sagen — ich weiß es nicht — ich rufe den Himmel zum Zeugen an —“

„Dann muß ich mir diese Erklärung schon selbst holen!“ rief Theodor, indem er den Degen, an welchem er gleich beim ersten Worte, das er an Lauretta gerichtet, die Hand gelegt, aus der Scheide riß; er befahl seinem Begleiter, sie nicht zu verlassen und drang dann in den Wald hinein, in der Richtung, aus welcher die Stimme gekommen war.

Lauretta und ihr Führer folgten ihm einige Augenblicke lang mit ihren erstaunten Augen. Plötzlich streckte ein heftiger Schlag, der von einer unsichtbaren Hand geführt zu sein schien, den Führer zu Boden. Er riß Lauretta in seinem Sturze mit nieder. Gleich darauf hob ein in einen Mantel gehüllter Mann sie wieder

empor, flüsterte ihr in's Ohr: „Ruhig!“ ergriff sie beim Arme und schleppte sie mit sich fort. Der Weg ging nach dem verfallenen Schlosse. Lauretta wußte nicht, was sie denken sollte; denn da sie nicht bezweifeln konnte, daß der Unbekannte sich für ihr Schicksal interessire, so hatte sie anfangs geglaubt, er werde sie so schnell als möglich von einem Orte entfernen, welcher Theodors Mitschuldige verbarg.

Indessen, da sie sich einmal in der Gewalt dieses Unbekannten befand und da sie wohl wußte, daß, wenn er ihr feindselig gesinnt wäre, ihre Fragen ihr nichts helfen und im entgegengesetzten Falle eine Verletzung des ihr von ihm ertheilten Verhaltensbefehles sein würden, von dem vielleicht ihr Leben abhinge, so bezwang sie ihre Neugier. Der geringe Grad von Gedächtniß, den ihre neue geheimnißvolle Lage ihr gelassen, erinnerte sie, daß ihr die Stimme ihres neuen Führers nicht unbekannt war; aber sie konnte sich nicht erinnern, wo sie sie gehört hatte.

Als sie sich dem Schlosse bis auf hundert Schritte genähert hatten, bog ihr Führer links ab und betrat mit ihr einen Hohlweg. Als sie einige Schritte weit in demselben vorgebrungen waren, blieb er stehen; er ließ Lauretta's Arm los, bückte sich, und nachdem er sich durch ein dichtes Dorngebüsch einen Weg gebahnt, zog er aus einer seiner Taschen eine Laterne, deren Licht

Lauretta die Mündung einer Höhle zeigte, welche groß genug war, daß man auf Händen und Knien hineinkriechen konnte.

Ihr Führer nahm die so eben ange deutete Stellung an und forderte Lauretta in leisem Tone auf, ihm zu folgen.

Sie zögerte.

„Dies ist,“ dachte sie, „ganz gewiß die Höhle, von welcher Theodor und sein Begleiter unterwegs sprachen.“

Sie zuckte zusammen.

„Ich beschwöre Euch, mir zu folgen,“ sagte ihr Führer zu ihr.

Sein Ton war sanft und überredend.

Lauretta machte das Zeichen des Kreuzes und folgte ihm.

Nachdem sie eine kurze Strecke weit gekrochen waren, kamen sie in ein gewölbtes Gemach. Das schwache Licht der Laterne, welche ihr Führer trug, gestattete Lauretta kaum, die einzelnen Gegenstände zu unterscheiden. Sie durchschritten dieses Gemach und kamen in einen langen, schmalen, in den Felsen gehauenen Gang. Ihre Tritte hallten in diesem unterirdischen Gewölbe wieder, und Lauretta konnte sich nicht enthalten, öfters hinter sich zu blicken, um sich zu überzeugen, daß Niemand ihr folge.

Als sie an das äußerste Ende des Ganges kamen, traten sie in ein zweites gewölbtes Zimmer, welches noch größer war als das erste. Lauretta's Führer öffnete eine Seitenthür, welche den Zugang zu einer steinernen Treppe bildete. Er begann die Stufen derselben hinabzusteigen.

Lauretta blieb stehen.

„Schnell, schnell, ich beschwöre Euch!“ rief er, indem er sie bei der Hand faßte.

Die Erinnerung an diese Stimme fiel ihr von Neuem auf. Sie ließ sich in einen Gang führen, der vollkommen wie der war, den sie so eben durchschritten. Rechts befand sich eine kleine Thür. Der Führer öffnete dieselbe. Lauretta erblickte ein kleines Gemach, dessen Geräthschaften aus einem Tische, einem Bette und einer Lampe bestanden. Sie traten ein. Sogleich warf der Führer den langen Mantel und die Kapuze ab, worein er bis jetzt gehüllt gewesen. Lauretta erkannte Nalberg.

Sie blieb unbeweglich vor Erstaunen stehen. Sie wußte nicht, was sie zu fürchten oder zu hoffen hatte.

„Fürchtet Euch nicht,“ sagte er, „wenn Ihr einen Mann vor Euch sehet, den Ihr für Euern Feind gehalten habt. Ich war es niemals freiwillig, und seiet versichert, daß ich Euch jetzt mit Gefahr meines Lebens beschützen werde. Um Eures und meines Wohles

willen aber ist es unumgänglich nöthig, daß ich Euch sofort verlasse. — Fürchtet nichts, Niemand wird hier Eure Einsamkeit stören und rechnet darauf, daß Ihr mich bald wiedersehen werdet."

Nachdem er die Lampe angezündet, schickte er sich an, fortzugehen.

"D verlaßt mich nicht," rief Lauretta, indem sie ihn am Kleide festhielt.

"Im Namen des Himmels, haltet mich nicht zurück. Es gilt Euer Leben. — Wenn Ihr zufällig Schritte höret, so löscht die Lampe aus. — Die Engel mögen Euch bewachen."

Kaum hatte er diese letzten Worte gesprochen, als er sich beeilte, die Thür zu schließen. Lauretta hörte ihn sich entfernen. Einige Minuten lang blieb sie an der Stelle, wo Kalberg sie gelassen. — Als sie sich zum zweiten Male in seiner Gewalt gesehen, hatte sie anfangs nur das Gefühl der Furcht empfunden; seine Worte hatten später ihre Hoffnung wieder belebt, aber sein geheimnißvolles Benehmen verhinderte sie, sich der Freude hinzugeben, der sie sich außerdem überlassen haben würde.

"Warum hat dieser Mensch," sagte sie bei sich selbst, "der noch vor Kurzem einer der Urheber meines Unglücks war, plötzlich seine Grundsätze geändert? Ich entsinne mich noch des furchtbaren Tones seiner Stimme

und seiner schrecklichen Miene, als ich ihn das erste Mal sah. Indessen entsinne ich mich auch, daß mir seine rauhe Stimme und sein schroffes Benehmen nicht natürlich zu sein schienen. O trügerische Hoffnung! Dennoch scheint Alles heute meine Muthmaßungen zu bestätigen. Seine Stimme ist sanft, seine Physiognomie sogar ist nicht mehr dieselbe. Die Wolken, welche seine Stirn verdüsterten, sind verschwunden. Seine Augen verrathen Mitleiden und eine zärtliche Besorgniß. Das Lächeln der Zufriedenheit thront auf seinen Lippen. — Und mein Name! Auf welche Weise kann er denselben erfahren haben? Wie sollte ich mir so viele geheimnißvolle Umstände erklären?“

Ihre Augen waren während dieses Monologs auf den Boden geheftet gewesen. Jetzt richtete sie sie wieder empor. Der erste Gegenstand, der ihr in die Augen fiel, war die Lampe, und fast eben so schnell gewahrte sie neben der Lampe auf demselben Tische einen Dolch!

Das Blut erstarrte ihr in den Adern.

„Ich entsinne mich vollkommen, daß dieser Dolch nicht auf dem Tische lag, als ich dieses Gemach betrat. Es steht folglich nicht zu bezweifeln, daß ihn Kalberg hergelegt hat. — Er erklärte mir, daß er mein Leben mit Gefahr des seinigen vertheidigen würde. — Er weiß also, daß man mir nach dem Leben trachtet. —

Aber warum läßt er mich dann an einem Orte, wo ich von einer so großen Gefahr bedroht bin? — Und wenn er mich wirklich beschützen will, warum läßt er dieses Werkzeug des Todes vor meinen Augen liegen? — Ich sehe nur zu gut, ich muß mich darauf gefaßt machen, bald den nichtswürdigen Theodor erscheinen zu sehen. Bald wird mir keine Wahl bleiben, als Selbstmord oder Entehrung. — Wenn aber Kalberg das Werkzeug des jungen Cavaliers ist, wie soll ich mir dann das erklären, was in dem Walde vorgegangen ist? Vielleicht zweifelte Theodor an der Treue des Mannes, den er mit in die Klause des Einsiedlers gebracht hatte und hat dieses Mittel ergriffen, sich seiner zu entledigen und von sich selbst allen Verdacht abzuwälzen. — Ja, diese letztere Vermuthung ist die einzige wahrscheinliche. Sie allein erklärt mir das Benehmen eines Mannes, der sich für meinen Freund ausgibt und der mich an einem Orte einschließt, wohin nur mein Todfeind mich führen würde.“

Mehrere Stunden lang störte auch nicht das mindeste Geräusch die tiefe Ruhe, welche rings um Lauretta herum herrschte. Die Unglückliche erwartete in tödtlicher Angst den furchtbaren Augenblick, der das Maß ihres Unglücks voll machen sollte.

Endlich hörte sie die schnellen Tritte einer Person, welche auf ihr Gemach zukam. Sie erinnerte sich sofort

daran, daß Kalberg ihr empfohlen hatte, die Lampe auszulöschen. Aber sie hatte nicht den Muth dazu.

— Sie glaubte, daß ihr Mörder, welcher fürchtete, nicht den Anblick seines Schlachtopfers ertragen zu können, seine That im Finstern verüben wolle.

Es dauerte nicht lange, so ward der Schlüssel in's Schloß gesteckt. Lauretta warf sich vor dem Bette nieder, auf welchem sie bis jetzt gesessen hatte. Die Thür öffnete sich und Kalberg trat ein.

Nachdem er einen kleinen Korb, den er mitgebracht, auf den Tisch gesetzt, verschloß er die Thür wieder, ergriff Lauretta's Hand und sagte:

„Habe ich Euch diese Nacht im Walde auch richtig verstanden? Habt Ihr nicht zugegeben, daß Ihr Lauretta Byroff seid, nachdem ich Euch bei diesem Namen gerufen?“

„Ich habe es zugestanden.“

Kalberg zog hierauf aus seiner Tasche das elfenbeinerne Cruzifix, welches Lauretta gewöhnlich an ihrem Halse trug und welches an dem Perlenhalsbande befestigt war, das ihre Mutter am Tage ihrer Vermählung mit dem Grafen Byroff von ihrem Vater geschenkt bekommen.

„Dies gehört also Euer,“ sagte Kalberg, indem er es ihr hinhielt.

„Ja, es gehört mir,“ antwortete Lauretta eifrig,

„ich entsinne mich, daß ich es in dem Thurme des Schlosses zurückließ und habe seitdem seinen Verlust oft bewint.“

„Es ist Euch daher wohl sehr theuer?“

„So theuer als das letzte Geschenk einer sterbenden Mutter sein muß.“

Lauretta konnte diese letzten Worte nicht aussprechen, ohne Thränen zu vergießen. Ralberg seufzte und hielt einen Augenblick seine Hände vor die Augen.

„Wo ist Eure Mutter gestorben?“

„Im Kloster der heiligen Helena.“

Ralberg ergriff Lauretta's Hand und rief in herzzerreißendem Tone:

„Wer ist Euer Vater?“

„Graf Byroff.“

Ralbergs Augen flossen von Thränen über.

„Täuschet mich nicht,“ rief er abermals. „Ich beschwöre Euch. — Ich befehle Euch, mir die Wahrheit zu sagen.“

Es lag in seinem Tone und in seiner Geberde Etwas, was Lauretta imponirte.

Sie antwortete:

„Ich täusche Euch nicht. Meine Mutter hat mir es so auf ihrem Sterbebette versichert.“

„Meine Tochter! meine Tochter!“ — und indem er Lauretta umarmte, fuhr er fort:

„Du siehst in mir Deinen unglücklichen Vater, ich bin der frühere Graf Byroff.“

Diese letzten Worte hallten in Lauretta's Herzen wieder. Sie fand hier einen Beschützer, einen Freund und in diesem Freunde einen Vater. Sie empfing seine Umarmungen mit Liebe und Achtung. Es dauerte einige Zeit, ehe Beide Worte für die Gefühle finden konnten, welche ihre Herzen bewegten.

„Dieses Kreuz,“ sagte Lauretta's Vater endlich, indem er es ihr zurückgab, „war das erste Geschenk, welches ich Deiner Mutter machte. D sage mir Alles, was ihr begegnet ist. — Doch nein. — Ich darf mich nicht der Gefahr aussetzen, welche mir die Anhörung dieser traurigen und ohne Zweifel langen Erzählung bringen könnte. Sie würde mich zu lange hier aufhalten. Ich muß Dich augenblicklich verlassen, sonst sehe ich Dich vielleicht nie wieder.“

„Ach, habe ich bloß darum einen Vater gefunden, um ihn sofort wieder zu verlieren?“

„D meine Tochter, ich erröthe, Dir die Umstände zu enthüllen, in welchen Du Deinen Vater gefunden hast. Das Unglück hat mich zur Verzweiflung gebracht und die Verzweiflung zum — horch! wären wir entdeckt? — Nein — es ist Alles ruhig.“

„Wozu hat die Verzweiflung Euch gebracht?“ fragte Lauretta.

„Zum Anschluß an eine Bande Bösewichter, deren Verbrechen die menschliche Gesellschaft alle Tage beleidigen. — Horch! hörst Du nicht ferne Hufschläge? — Ich muß augenblicklich fliehen, oder ich verliere Dich auf immer. — Leb' wohl. Es wird einige Zeit vergehen, ehe es mir möglich ist, Dich wieder zu sehen.“

Er eilte rasch hinaus, schloß Lauretta ein wie das erste Mal, das Geräusch seiner Fußtritte verhallte allmählig und bald herrschte wieder ringsum die Todtenstille des Grabes.

Es kostete Lauretta Mühe, sich zu überzeugen, daß das, was eben vorgegangen, kein Traum sei. Als sie endlich diese Gewißheit erlangt hatte, vergoß sie Freudenthränen.

Das Nachdenken kehrte zurück. Sie begann sich die letzten Worte ihres Vaters zu überlegen. Sie suchte sich das Geheimniß ihrer gegenwärtigen Situation zu erklären. Ihre Bemühungen waren aber fruchtlos. Die Erklärung ihres Vaters, daß einige Zeit vergehen würde, ehe es ihm möglich wäre, wiederzukommen, versetzte sie eben so in Erstaunen als in Betrübniß.

„Ich bin in Sicherheit,“ rief sie, „aber mein Alphons weiß es nicht, und welche Qualen wird er empfinden, wenn er mich nicht in der Klausel des Ein-

sieblers antrifft! Die Leiche meines Wohlthäters wird ihn auf die Vermuthung bringen, man habe Gewalt gegen uns Beide gebraucht. O warum habe ich meinen Vater nicht gebeten, irgend ein Mittel aufzusuchen, um der tödtlichen Ungewißheit meines Alphons ein Ende zu machen? Vielleicht ist es, wenn er wieder kommt, zu spät dazu."

Durch eine Menge widerstreitender Ideen gequält, konnte sie die ganze Nacht kein Auge schließen. Am folgenden Morgen untersuchte sie den Korb, den Graf Byrroff am Abend vorher auf den Tisch gesetzt hatte. Er enthielt Lebensmittel auf zwei oder drei Tage, eine Flasche Wein, eine Flasche Wasser und eine Flasche Del für die Lampe.

Der Tag verging. Niemand störte die Einsamkeit ihres Gefängnisses. Die Nacht kehrte wieder, sie schlief in derselben eben so wenig als in der vorhergehenden. Fortwährend hatte sie das Bild ihres Alphons in dem Augenblicke vor Augen, wo er in der Zelle ankommen würde. Sie stand auf und bemüdete sich, durch das Gebet die Aufregung ihres Geistes zu beschwichtigen, aber das Cruzifix, vor welchem sie niederkniete, erinnerte sie nur an alle jenen furchtbaren Geheimnisse, von welchen ihr Schicksal erfüllt war.

Der folgende Tag verging, ohne daß Graf Byrroff seine Tochter besucht hätte. Lauretta's Furcht

wendete sich nun einem andern Gegenstande zu. Sie begann zu fürchten, daß man den letzten Besuch ihres Vaters bemerkt habe, denn er schien selbst deswegen besorgt zu sein. Die einzige Rücksicht, die ihm noch einige Hoffnung übrig ließ, war, daß der erste Schritt Derjenigen, die diese Entdeckung gemacht hätten, wahr- scheinlich darin bestanden haben würde, der Ursache dieses Besuchs nachzuforschen.

Schlaflosigkeit, Ungewißheit und Furcht hatten ihre Kräfte erschöpft. Mehrere Stunden vor Mitternacht fiel sie in einen tiefen Schlaf, der zum Unglück für sie nicht lange dauerte. Wie erschrak sie, als sie beim Erwachen sah, daß ihre Lampe verlöscht war! Sie hatte vergessen, Del darauf zu gießen. Die tiefe Dunkelheit, in der sie sich befand, vermehrte noch ihren Schrecken.

Sie fürchtete, ohne recht zu wissen, warum, in dieser Finsterniß ihre Lage zu verändern und blieb daher auf ihrem Bette liegen. Es war beinahe Mitternacht. Plötzlich hörte sie gemessene Tritte auf die Thür ihres Zimmers zukommen. Sie richtete sich auf ihrem Bette in die Höhe und bald darauf trat Graf Byroff, mit einem kurzen Rock bekleidet, ein.

Lauretta stieg von ihrem Bette herab und ging ihrem Vater entgegen. Dieser umarmte sie und half ihr, ohne weiter auf die Finsterniß zu achten, in der

sie sich befand, die er übrigens auch für eine Folge der seiner Tochter ertheilten Instruktion halten konnte, sich sofort in den Mantel hüllen, den er den Abend vorher zurückgelassen und forderte sie dann auf, ihm so schnell als möglich zu folgen.

Der Graf war schon an der Thür des Zimmers, als er noch einmal umkehrte, den Dolch vom Tische nahm, ihn an seinem Gürtel befestigte, Lauretta nochmals aufforderte, ihm dicht und möglich leise zu folgen, worauf er sodann vor ihr her schritt.

Lauretta folgte schweigend den Schritten ihres Vaters. Sie sah beim Scheine der Lampe, welche der Graf vor ihr her trug, daß er sie auf demselben Wege zurückführte, den sie eingeschlagen, ehe sie in den düstern Aufenthaltsort gelangte, wo sie so kummervolle Stunden zugebracht. Sie bemerkte, daß die Hand ihres Vaters zitterte und daß seine Züge Unruhe und Furcht verriethen.

Als sie aus dem unterirdischen Gewölbe hervortraten, warf Graf Byroff die Lampe auf die Erde, um sie auszulöschen, und nachdem er den Zugang zur Höhle wieder verschlossen, band er ein Pferd, welches an den Stamm eines Baumes angebunden war, los, führte es auf einen freien Platz, schwang sich hinauf und sprengte, nachdem er seine Tochter vor sich auf den Sattel genommen, in gestrecktem Galopp davon.

Sie legten unter dem tiefsten Schweigen ungefähr eine Meile zurück. Indessen unterbrach der Graf diese Stille zuweilen, indem er sein Pferd zu immer größerer Eile antrieb. Endlich wagte Lauretta mit leiser Stimme zu fragen:

„Wo reiten wir hin?“

Der Graf antwortete:

„Du wirst selbst später den Weg zeigen; jetzt aber bitte ich Dich dringend, zu schweigen. Es könnte Jemand hinter diesen Bäumen verborgen sein.“

Lauretta gehorchte.

Die Idee aber, welche ihr Vater ihr so eben eingegeben, vermehrte ihre Furcht. Sie konnte sich nicht enthalten, nach allen Seiten hin unruhige Blicke zu werfen und aufmerksam alle Schatten zu beobachten, durch welche sie hindurch kamen, wobei sie fortwährend fürchtete, die Gestalt eines Menschen zu erblicken. Oft zeigte ihr sogar ihre Phantasie, was sie fürchtete.

Es war eine jener Nächte, in welchen der abnehmende Mond blutigroth am Horizonte aufgeht und einen Feuerschein zu verbreiten scheint. Als unsere Wanderer um die Ecke eines kleinen Wäldchens bogen, glänzte ihnen der Mond plötzlich in die Augen. Die Scene war romantisch. Lauretta überließ sich fast wider ihren Willen dem Vergnügen, sie zu betrachten. Der Mond verkroch sich allmählig hinter dicke Wolken,

und unsere Reisenden hatten nun keinen andern Führer, als das bleiche zitternde Licht der Sterne.

Sie hatten seit drei Stunden das Schloß hinter sich, als der Graf sein Pferd vor einer Bauernhütte anhielt. Er pochte an die Thür. Man öffnete ihm augenblicklich. Die Bewohner dieser schlichten Wohnung, ein Mann von mittlern Jahren und sein junger Sohn, alle beide Schäfer, beeilten sich, den Grafen und seine Tochter in ihre Wohnung treten zu lassen.

Der Graf verlangte ihnen das Versprechen ab, daß sie unter keinem Vorwande irgend Jemandem erlauben würden, die Hütte zu betreten, so lange er darin wäre und seine Anwesenheit gegen Jedermann zu verschweigen. Sie willigten ein, diesem Verlangen Folge zu leisten, weniger aus Rücksicht auf die Belohnung, welche der Graf ihnen versprach, als aus Furcht vor seiner Rache, wenn sie ihn verriethen, denn sein Kleid brachte sie auf die Meinung, er sei ein Mönch. Der Graf bemerkte dies, und da er den Aberglauben der Landleute jener Gegend kannte, so zweifelte er nicht mehr, daß er von seinen Wirthen nichts zu fürchten hätte.

Nachdem er dafür gesorgt, daß dem Pferde, welches ihm so nothwendig war, nichts abginge, fragte er Lauretta, ob sie sich geneigt fühle, sich dem Schlafe zu überlassen; aber sie erklärte ihm, daß die Aufregung ihres Gemüthes ihr nicht erlauben würde, ein Auge zu

schließen. Hierauf gab er ihr den Wunsch zu erkennen, aus ihrem Munde die Geschichte ihres Lebens zu hören. Es berührte sie unangenehm, daß er sich nicht erbot, sie vorher von der seinigen zu unterrichten; indessen beillte sie sich, der Aufforderung ihres Vaters nachzukommen.

Sie zog sich mit ihm in das einzige Zimmer zurück, welches mit dem, in welchem der Schäfer und sein Sohn sich aufhielten, die ganze Räumlichkeit der Hütte ausmachte, und hier begann sie die Erzählung aller Ereignisse ihres Lebens von dem ersten Augenblicke ihres Eintritts in die Welt bis zu dem, wo ihr Vater sie den Händen Theodors und seines Spießgesellen entriß.

### Vierzehntes Kapitel.

Bei der Erzählung der Ereignisse ihres Lebens vergaß Lauretta nicht, auch die umständliche Lebensgeschichte ihrer Mutter, welche der Graf nicht kannte, einzusprechen. Die Einzelheiten, in welche sie einging, um die Unschuld ihrer Mutter, trotz ihres Verhältnisses mit dem Grafen Rensfeld, ihrer ersten und einzigen Liebe, zu beweisen, machten auf ihren Vater tiefen Eindruck.

„D,“ rief er, „warum hat sie mir nicht den Zustand ihres Herzens entdeckt! Wir wären jetzt alle Beide glücklich und ich hätte mir kein Verbrechen vorzuwerfen.“

Es trat nach diesen Worten eine augenblickliche Pause ein. Dann hob der Graf wieder an:

„Jetzt, mein Kind, höre die traurige Geschichte

Deines Vaters. Du wirst daraus ersehen, wie eine einzige böse That den Menschen unmerklich zu Verbrechen hinreißt, vor welchen er früher zurückschauderte. —

„Mein Vater und seine Schwester waren die einzigen Kinder des Grafen von Byroff, eines Edelmannes von ursprünglich griechischer Abstammung, der auf einem kleinen Landgute, etwa zehn Meilen von Wien entfernt, wohnte. Da mit vornehmer Geburt nicht immer auch Reichthum verbunden ist, so hatte er sich genöthigt gesehen, sich vom Hofe entfernt zu halten. —

„Meine Tante hatte das Glück, einem unermesslich reichen italienischen Marquis zu gefallen, der sie heirathete und mit sich nach Italien nahm.

„Mein Vater heirathete eine Frau von ziemlich vornehmem Stande, deren Vermögen aber mit dem seinigen nur zu viel Aehnlichkeit hatte. Er überlebte die Vereinigung mit der Geliebten seines Herzens nicht viele Jahre und hinterließ mich bei seinem Tode, eben so wie meine Mutter, dem Schutze und der Pflege meines Großvaters.

„Eben so schwere als unvorhergesehene Unglücksfälle hatten allmählig das kleine Vermögen des alten Grafen noch mehr vermindert. Bei seinem Tode (ich war damals achtzehn Jahr alt) hinterließ er mir aber doch

ein mehr als mittelmäßiges Vermögen, und meine Mutter und ich beschloßen, von der Welt zurückgezogen zu leben und durch Sparsamkeit mein kleines Kapital zu vermehren, weil mir meine Geburt jeden andern Erwerb untersagte.

„Wie erbärmlich sind doch die Vorurtheile, von welchen wir uns beherrschen lassen!

„Kurze Zeit nach dem Tode meines Großvaters erhielten wir einen Brief von meiner Tante. Sie meldete uns das Ableben ihres Gemahls, der ihr durch sein Testament den größten Theil seiner unermesslichen Reichthümer vermacht hatte. Sie lud meine Mutter und mich ein, nach Italien zu kommen und bei ihr zu wohnen.

„Da das Landgut, auf welchem wir wohnten, ein Familiengut war, so wäre es für einen Edelmann schimpflich gewesen, es zu verkaufen. Wir verließen Deutschland, ohne einen besondern Grund für unsere Abreise anzugeben.

„Meine Tante, die Marquise del Parmo, welche in Venedig in einem prachtvollen Palaste wohnte, empfing uns mit der freimüthigsten Herzlichkeit und überhäufte uns mit freundschaftlichen Aufmerksamkeiten. Meine Mutter starb kurze Zeit nach ihrer Ankunft in Italien. Nach diesem Todesfalle schien meine Tante ihre Bärtlichkeit für mich zu verdoppeln; sie sagte mir,

sie sei fest entschlossen, nicht wieder zu heirathen und würde mir, mit Ausnahme einer kleinen Anzahl von Legaten, ihre ganzen Reichthümer hinterlassen. Ich gab meine Dankbarkeit in Ausdrücken zu erkennen, welche mit diesen glänzenden Versprechungen im Verhältniß standen.

„Sie fügte hinzu, sie habe mir einen Hofmeister gewählet, mit welchem ich erst einige Jahre reisen möchte, ehe ich mich über meinen fernern Lebensplan entschiebe. Sie kannte schon damals meine Neigung zu Deiner Mutter, die kurze Zeit nach meiner Ankunft in Italien begonnen hatte.

„Die Jugend liebt die Neuheit. Das Anerbieten meiner Tante war zu verführerisch, als daß ich mich nicht dazu verstanden hätte, der Gesellschaft meiner Lauretta auf einige Zeit zu entsagen. Ich schmeichelte mir, ihrer würdiger von meiner Reise zurückzukommen, denn, da die Marquise schon zu meinen Gunsten mit dem Grafen von Arieno gesprochen hatte, so hatte dieser sofort zu meinem Antrage, seine Tochter zu heirathen, seine Einwilligung gegeben.

„Ich war seit achtzehn Monaten aus Italien abwesend, als ich von dem Intendanten der Marquise einen Brief erhielt, in welchem er mir meldete, daß sie plötzlich gestorben sei und mich als einzigen Erben hinterlassen habe.

„Ich kehrte sogleich nach Venedig zurück, um Besitz von meinem Vermögen zu nehmen. Ich war hier kaum seit einigen Stunden angelangt, als Graf Arieno mir einen Besuch in der doppelten Absicht machte, mir einerseits sein Beileid über den Verlust meiner Tante zu bezeigen und andererseits mir zur Erlangung ihres Vermögens Glück zu wünschen. Ehe er mich verließ, erinnerte er mich an den zwischen uns mündlich abgeschlossenen Vertrag in Bezug auf seine Tochter. Gleichzeitig bat er mich, wenn ich eine Veränderung in ihrem Benehmen bemerkte, weiter nicht darauf zu achten, denn ich würde dadurch nur einen tiefen Schmerz erneuen, der jetzt von Tag zu Tage schwächer würde und ihr durch den Tod einer vertrauten Freundin verursacht worden sei.

Ich machte keinerlei Schwierigkeit, mich seinen Absichten zu fügen. Sie schienen mir kein anderes Ziel zu haben, als die Ruhe der jungen Dame, die ich liebte. Bei meinem ersten Besuche ward ich lebhaft von dem Ausdrücke des Kammers ergriffen, der sich in den Zügen meiner Lauretta malte. Ich bemüdete mich, die Wirkung zu zerstreuen, ohne ein Wort von der Ursache zu sagen. Ich konnte mich nicht enthalten, ihr bemerklich zu machen, wie sehr ich sie verändert fand. Sie weinte und deutete sicherlich meine Worte eben so falsch, als ich die Ursache ihres Schmer-

zes. So oft ich sie besuchte, bemerkte ich, daß ich Vater das Zimmer nicht verließ. Jetzt kenne ich die Ursache eines Verhaltens, welches mich damals sehr überraschte.

„Er wußte, wie sehr seine Tochter ihn fürchtete und war entschlossen, durch seine Gegenwart einer Erklärung zuvorzukommen.

„Tausendfacher Fluch den Vätern, deren schmutziger Geiz auf diese Weise ihre Kinder in's Unglück stürzt! —

„Ich sah den Grafen Arieno niemals, ohne daß er in mich drang, meine Vermählung zu beschleunigen, die ich, aus Rücksicht auf den Tod meiner Tante, noch einige Zeit hinauszuschieben gewünscht hätte. Bald jedoch wurden meine Bedenklichkeiten durch seine Argumente in Verbindung mit meinen eigenen Empfindungen besiegt und ich ward mit Deiner Mutter vermählt. —

„Nach der Feier unserer Vermählung bestand Graf Arieno darauf, daß wir wenigstens zwei Monate in seinem Hause zubrachten. Ich glaubte damals, wie er mir sagte, er könne sich nicht an den Gedanken gewöhnen, sich von seiner Tochter zu trennen. Jetzt weiß ich, daß er sie blos in seiner Nähe behalten wollte, um ihr Verhalten desto leichter überwachen zu können. —

„Ich wendete alle nur erdenkliche Mittel an, um Deine Mutter wieder in ihre sonstige gewohnte heitere Stimmung zu versetzen, aber eine traurige Melancholie, deren Zerstreuung mir unmöglich war, hatte sich ihres Geistes bemächtigt.

„Sechs Wochen nach unserer Vermählung, als ich, wie ich schon oft gethan, eines Tages Arieno zu erkennen gab, wie sehr der unglückliche Zustand meiner Gattin mich betrübe, versicherte er mir, er habe Grund, zu glauben, daß seine Tochter mir einen unwürdigen Nebenbuhler vorziehe.

„Dieser Schlag war für mich ein entsetzlicher; er störte mein Glück und beleidigte meinen Stolz. Das ganze Geheimniß in dem Verhalten des Grafen Arieno war mir mit einem Male enthüllt und ich betrachtete nun nur mit Verachtung den Glenden, der seine Tochter auf diese Weise verschachert hatte. Er theilte mir nun Alles mit, was vor meiner Vermählung zwischen Deiner Mutter und dem Grafen Fredrik vorgegangen war. Er überhäufte sich selbst mit Lobsprüchen wegen der Festigkeit, die er in dieser Angelegenheit gezeigt. So rühmte er sich vor mir, durch seinen niedrigen Betrug seine einzige Tochter und mich in's Unglück gestürzt zu haben.

„Wüthend, mich zu immerwährendem Argwohn

verurtheilt zu sehen, machte ich ihm Vorwürfe über die Schändlichkeit seines Benehmens. Er hörte mich ruhig und lächelnd an, wie ein Mann, der sich darüber freut, seinen Zweck erreicht zu haben und sich um das Unglück eines Andern nicht kümmert. Als ich aufgehört hatte zu sprechen, sagte er in kaltem Tone zu mir:

„Was hält Sie ab, sich dieses Nebenbuhlers zu entledigen?“

„Wie? Wo soll ich hin? Wohin könnte er mir nicht folgen?“

„Bringen Sie ihn um.“

„Nie hatte ich den Degen gegen einen meiner Mitmenschen gezückt. Ich behte zurück vor diesem Gedanken.“

„Arteno bemerkte es, und wie um das noch auszusprechen, was er verschwiegen, setzte er hinzu:

„Ober leiden Sie geduldig den Spott, mit welchem die Welt mit Recht einen Mann überhäuft, der seine beleidigte Ehre nicht zu rächen weiß.“

„Diese letzten Worte durchbohrten mir das Herz. —

„Geben Sie mir den Beweis Ihres Verdachts,“ sagte ich zu ihm, „und ich schicke ihm sofort eine Herausforderung.“

„Diesen Beweis sollen Sie haben, seien Sie dessen versichert.“

„Nachdem er dies gesagt, verließ er mich.

„In welchen elenden Zustand versetzte mich diese grausame Enthüllung! Zu hören, daß ich ein Gegenstand des Abscheus für eine Frau war, auf welche ich alle meine Hoffnungen gesetzt hatte und die wie ich das Opfer der Habsucht und des Stolzes ihres Vaters war!

„Ich war indessen entschlossen, stillschweigend zu leiden, bis ich den versprochenen Beweis erhalten haben würde. Bald zweifelte ich an der Wahrheit der Versicherung des Grafen Arieno, bald fürchtete ich, dieselbe bestätigt zu sehen. Aber welcher Meinung ich mich auch zuneigen mochte, immer betrachtete ich den schändlichen Urheber meiner Zweifel mit Verachtung.

„Ungefähr vierzehn Tage nach unserer letzten Unterredung über den Grund meiner Unruhe trat Graf Arieno mit einem geöffneten Briefe in der Hand in mein Zimmer. Er setzte sich und sagte:

„Ich habe gestern im Hause gesagt, ich würde heute Abend mit Ihnen auf's Land gehen und erst in zwei oder drei Tagen zurückkommen. Sie errathen leicht meine Absicht, wenn Sie diesen Brief gelesen und daraus erschen haben werden, daß

dieses absichtlich verbreitete Gerücht schon seine Wirkung hervorgebracht hat.“

„Gleichzeitig überreichte er mir den Brief. Ich las ihn. Denke Dir meine Verzweiflung. Es war eine eigenhändig geschriebene Einladung Deiner Mutter an den Grafen Fredrik, sich noch denselben Abend zu einem Rendezvous bei ihrer Tante einzufinden. —

„Als ich das Lesen des Briefes, den ich mehrmals durchlies, ehe ich mich überzeugen konnte, daß meine Augen mich nicht täuschten, beendet hatte, unterrichtete mich Graf Arieno, auf welche Weise er diesen Brief den Händen des Dieners entriß, welchem meine Gattin ihn anvertraut hatte. Zugleich theilte er mir mit, welche Veranstellung er getroffen, um den Diener abzuhalten, seine Herrin von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen. Ich hörte ihn an, ohne ein Wort zu sprechen. Ich befand mich in einem Zustande, von welchem Du Dir keinen Begriff machen kannst. In dem Augenblicke, wo ich den unheilvollen Brief in Stücken reißen wollte, stand Graf Arieno schnell von seinem Sitze auf und riß mir den Brief aus den Händen.

„Halt!“ rief er. „Von diesem Briefe hängt unsere Rache ab.“

„Er setzte sich hierauf an meinen Schreibtisch

und, nachdem er den Brief wieder versiegelt, rief er einen Diener, der ihm ergeben war und dem er befahl, den Brief an seine Adresse zu bestellen.

„Fortwährend in meinen Schmerz versunken, ward mein Schweigen nur durch tiefe Seufzer unterbrochen, bis zu dem Augenblicke, wo der Graf, nachdem der Diener das Zimmer verlassen, mich fragte, ob ich wisse, was er gethan.

„Ich antwortete mit Ja und bat ihn, mir zu sagen, welche Beweggründe er gehabt, um so zu handeln.

„Graf Fredrik Renskiöld,“ antwortete er, „wird heute Abend ganz gewiß dieser Einladung folgen. Er muß nothwendig eine enge, dunkle Gasse passiren, um nach dem Hause meiner Schwester, wo die Zusammenkunft stattfinden soll, zu gelangen. Jetzt ist es Ihre Sache, Leute zu dingen, die ihm an jener Stelle aufzulauern. Es wird nicht schwer sein, deren zu finden, auf welche wir uns verlassen können. — Wir werden die Stadt zu der Stunde verlassen, die ich schon früher zu unserer Abreise festgesetzt. Auf diese Weise kann kein Verdacht auf uns fallen und das Blut Ihres Nebenbuhlers wird Ihre Schande abwaschen.“

„Ich hörte diese letzten Worte mit ganz anderen Empfindungen an, als ich vielleicht gehegt hätte, wenn

ich Italiener gewesen wäre. Als er aufgehört hatte zu reden, rief ich:

„Wenn er den Tod verdient, warum soll ich dann fürchten, ihn ihm selbst zu geben? Wenn es irgend eine Entschuldigung für den geben kann, der das Blut eines Menschen vergießt, so ist sie ohne Zweifel für den vorhanden, den eine tödtliche Beleidigung zur Rache zwingt. Warum soll ich daher die Hand eines Andern mit einem Verbrechen beladen und, indem ich ein Blutgeld bezahle, mein eigenes Verbrechen erschweren?“

„Ich brauchte ziemlich lange, ehe ich Arieno, der an die Sitten eines Landes gewöhnt war, wo ein Menschenleben verkauft wird, wie das eines Thieres, begreiflich machen konnte, daß ich die mir angethane Beleidigung mit meinen eigenen Händen rächen müsse. Besonders kostete es mir Mühe, ihn zu bewegen, mich nach dem Säßchen zu begleiten, welches Graf Fredrik passieren mußte, um zu dem Orte der Zusammenkunft mit Deiner Mutter zu gelangen. Endlich versprach er, mir zu folgen. Zu der von Arieno schon am Tage vorher bestimmten Stunde entfernten wir uns. Wir begaben uns in der Gondel des Grafen nach einem kleinen, in der Vorstadt gelegenen Hause, welches einem Manne gehörte, der früher im Dienste des Grafen gestanden hatte. Hier ließen wir unsere Gon-

bel und kehrten in einer andern, ganz gewöhnlichen bei Einbruch des Abends wieder in die Stadt zurück.

„Ungefähr eine Stunde vor der durch Deine Mutter bestimmten Zeit langten wir in dem engen Gäßchen an. — Ich zog meinen Degen und wir stellten uns in den Schatten eines sehr niedrigen Thorwegs. Bald hörten wir nahende Tritte.

„Ein in einen Mantel gehüllter Mann kam rasch auf uns zu.

„Das ist er, das ist der Graf selbst,“ sagte Arieno leise zu mir.

„Ich stürzte sofort auf ihn los, nannte ihn einen Schurken und forderte ihn auf, sich zu wehren. Er führte mit dem Stocke, den er in der Hand hielt, einen Schlag nach meinem Degen und versuchte, vorbeizukommen. Aber ich sprang einige Schritte zurück, ging dann wieder auf ihn los und stieß ihm meinen Degen durch den Leib. Er sank zu Boden. In demselben Augenblicke hörten wir den Schall mehrerer Stimmen und liefen, ich nach dem Hause des Grafen und er nach dem seiner Schwester, wo er Deine Mutter zu finden erwartete.

„Welche Qualen empfand ich während dieser fürchterlichen Nacht von dem Augenblicke an, wo ich in das Zimmer Deiner Mutter trat! Sie hatte bewußtlos aus dem Hause ihrer Tante fortgetragen wer-

den müssen. Ich glaubte mich auf unwürdige Weise verrathen, und dennoch zerrissen mir ihre Thränen und Vorwürfe das Herz. Sie gestand mir ihre Liebe für den Grafen Fredrik, schwur mir aber bei Allem, was heilig ist, daß sie an dem Verbrechen, dessen ihr Vater und ich sie anklagten, unschuldig sei.

„Ihre Bethuerungen überzeugten mich nicht und dennoch liebte ich sie so sehr, daß ich mich bemühte, durch alle nur möglichen Aufmerksamkeiten und durch die Versicherung aufrichtiger Verzeihung und unbegrenzter Hingebung ihr den vergessen zu machen, den sie verloren.

„Sie wollte von nichts hören. Ich verließ ihr Zimmer mit eben so zerrissenem Herzen, als das ihre war. —

„Am andern Tage Abends, als ich mich eben von Neuem bemühte, Deine Mutter zu trösten, meldete man mir, daß der Graf Arieno mich ersuchen ließ, sofort auf sein Zimmer zu kommen.

„Ich begab mich augenblicklich zu ihm. Er meldete mir mit wenigen Worten, Graf Fredrik sei uns entwischt; der von mir am Abend vorher Getödtete sei der Sohn eines der ersten Senatoren; fünftausend Zechinen Belohnung seien dem versprochen, der den Mörder entdecken und festnehmen würde, und endlich habe der Senat die Verbannung und Confiscation des

Vermögens aller Derer ausgesprochen, welche den Schuldigen kannten und ihn nicht sofort den Händen der Gerechtigkeit überlieferten.

„Ich kann Dir nicht schildern und Du kannst Dir nicht denken, was ich empfand, als ich erfuhr, daß ich einen Unschuldigen getödtet.

„Und nun,“ fuhr Graf Arieno fort, „was würde wohl ein Freund verdienen, der es unternähme, Euch aus der Gefahr zu ziehen, von der Ihr bedroht seid?“

„Hätte man mich fest genommen, so wäre — das wußte ich wohl — der Tod mein sicheres Theil gewesen. In diesem furchtbaren Augenblicke wäre er allerdings von jeder andern Hand, nur nicht von der des Henkers, eine Wohlthat für mich gewesen. Aber auf einem Schaffote sterben, dieser Gedanke erfüllte mich mit Schaudern, und ich antwortete daher schnell und eifrig:

„Alles.“

„Wohlan,“ antwortete er, „ich werde dieser Freund sein. — Beschäftigen wir uns gegenwärtig mit den Mitteln. Wenn Sie wegen dieses Verbrechens verhaftet würden, so zweifeln Sie wohl nicht, daß alle Ihre Besitzthümer zum Nutzen des Staates eingezogen würden?“

„Ich bin davon überzeugt,“ antwortete ich.

„Ihr Leben hängt von Ihrer schleunigen Flucht ab. Sie müssen sogleich das Bereich der Republik verlassen. Es ist daher unmöglich, daß Sie alle Ihre Güter in so kurzer Zeit veräußern können. Alles, was Sie unter Ihrem Namen zurücklassen, wird sofort confiscirt werden. Treten Sie mir daher ohne Weiteres alle Ihre beweglichen Güter ab, welche ja den größten Theil Ihres Reichthums ausmachen. Geben Sie Ihr Landgut der Confiscation Preis. Fliehen Sie, so lange noch Zeit dazu ist. Ich werde Ihnen das Geld für Alles, was Sie mir abtreten werden, sofort zuschicken, sobald Sie an einem sichern Orte angekommen sein werden.“

„Ich war für dieses Anerbieten des Grafen Arieno so dankbar, daß ich seine frühere Handlungsweise ganz vergaß. Ich nahm seinen Vorschlag an und beeilte mich, ihn in Ausführung zu bringen, nachdem ich meiner Dankbarkeit in den wärmsten Ausdrücken Worte geliehen.

„Kaum hatte ich meine Unterschrift und mein Siegel unter die Urkunde gebracht, durch welche ich alle meine beweglichen Güter an den Grafen Arieno abtrat, als der Arzt Deiner Mutter eintrat, um uns die Flucht derselben zu melden. Der Graf schien diese Nachricht mit vieler Gleichgültigkeit hinzunehmen und ich war mit meinen eigenen Gefahren zu

sehr beschäftigt, um den Worten des Arztes große Aufmerksamkeit zu schenken. Ich glaubte, sie habe, nachdem sie erfahren, daß der Graf von Rensklid nicht um's Leben gekommen, Mittel gefunden, sich zu ihm zu begeben.

„Einige Stunden nachher war ich nicht mehr auf venetianischem Gebiete und in weniger als vierzehn Tagen langte ich in Paris an. Diese Stadt hatte ich gewählt, um mich den Verfolgungen der venetianischen Regierung zu entziehen. Wäre ich in einem näher gelegenen Staate geblieben, so hätte ich fürchten müssen, durch die zahlreichen Spione der Republik entdeckt und als Mörder reclamirt zu werden. Am Tage nach meiner Ankunft schrieb ich an den Grafen Arieno. Ich setzte ihn von meinem Zufluchtsorte in Kenntniß. Ich hielt es nicht für nöthig, ihn aufzufordern, mir so bald als möglich Geld zu schicken, denn er wußte recht wohl, daß ich in dem Augenblicke meiner Flucht weiter nichts mitgenommen hatte, als das Geld, welches ich gerade bei mir trug, und einige Schmucksachen von geringem Werthe.

„Nach Verlauf von drei Wochen erhielt ich einen Brief von ihm. Derselbe war ungefähr in folgenden Ausdrücken abgefaßt:

„Man hat entdeckt, daß Sie der Mörder des Sohnes des Senators sind. Demzufolge hat man

alle Ihre Besitztümer confiscirt, welche allgemein als Ihnen gehörig bekannt waren. Es thut mir außerordentlich leid, daß diese Entdeckung so schnell erfolgt ist. Es wird mich dies abhalten, Ihnen die Dienste zu leisten, die ich Ihnen angeboten, denn in meiner Eigenschaft als Senator von Venedig würde ich mich der Todesgefahr bloßstellen, wenn man entdeckte, daß ich einem durch die Geseze verurtheilten Menschen zur Flucht verholfen hätte. Ich kann für Sie daher weiter nichts thun, als Ihnen meinen Dank dafür aussprechen, daß Sie mich durch die zwischen uns am Abend Ihrer Abreise von Venedig abgeschlossene Urkunde ermächtigt haben, eine Summe Geldes einzustreichen, welche außerdem dem Staate zugefallen sein würde.“

„Unwürdiger Betrüger!“ rief ich, nachdem ich diesen teuflischen Brief gelesen; „Du beobachtest sorgfältig vor den Augen der Welt die Geseze des Staates und zögerst nicht, sie im Geheimen zu verletzen.“ —

Graf Byroff schwieg, um einen Augenblick auszurufen; dann fuhr er in seiner Erzählung weiter fort:

„In welche Lage sah ich mich nun versetzt! Mein ganzes Besitzthum bestand in fünfzehn Zechinen und zwei Ringen von geringem Werthe; ich sah kein Mittel, das wieder zu erlangen, was mir auf so nie-

drige Weise entrisfen worden. Ich konnte mich nicht einmal an dem Urheber alles meines Unglücks zu rächen suchen, ohne mich der größten Gefahr auszusetzen. Ich befand mich hier mitten in einer großen Stadt, wo ich völlig fremd war. Ich besaß keinen Freund, zu dem ich meine Zuflucht hätte nehmen können, nicht einmal einen Bekannten, dessen Unterhaltung mir wenigstens eine augenblickliche Zerstreung gewährt hätte, und endlich keine Hoffnung, jemals aus dem Labyrinth mich herauszuwirren, in welches mich, um seine Habsucht zu befriedigen, ein Mann verwickelt, dem ich nur Beweise von meiner Freundschaft gegeben.

„Nichts desto weniger beschäftigte ich mich vor allen Dingen mit meiner Sicherheit. Ich wußte, daß, wenn mein Aufenthalt entdeckt würde, die venetianische Regierung nicht ermangeln würde, mich zu reclamiren. Zuweilen fürchtete ich, daß Ariens, um sich das, was er mir geraubt, noch mehr zu sichern, die Regierung von meinem Aufenthaltsorte in Kenntniß setzen und sich durch meinen Tod der Furcht zu entleiben suchen würde, mich eines Tages wieder in den Besitz von Gütern treten zu sehen, die rechtmäßiger Weise mir gehörten. Ich beruhigte mich aber durch die Erwägung, daß er in diesem Falle meine Rache zu fürchten haben würde und daß ich, um ihn in's Verderben zu stürzen, nur zu erklären brauchte, daß die Güter, in deren Be-

siße er sich gegenwärtig befand, mein wären und folglich dem Staate gehörten. Dieser Gedanke beruhigte mich wieder. Auf alle Fälle aber und wohl fühlend, daß mir daran liegen müsse, durch meine äußere Erscheinung nicht aufzufallen, vertauschte ich meine Tracht gegen die des Landes, welches ich jetzt bewohnte und nannte mich Montville. Ich beschloß, in Paris zu bleiben, denn diese Stadt schien mir gerade der Ort zu sein, wo es mir am leichtesten fallen würde, der Beobachtung zu entgehen.

„Ich nahm eine Wohnung in einer abgelegenen Straße der innern Stadt. Hier bestand mein einziger Zeitvertreib darin, daß ich mich täglich in ein nahe gelegenes Kaffeehaus begab, welches von jungen Leuten besucht ward, die, ohne von vornehmer Geburt zu sein, dennoch eine gute Erziehung und die Mittel besaßen, um anständig leben zu können.

„Alle Abende versammelten sie sich in größerer oder geringerer Anzahl in diesem Café, um hier Schach zu spielen. Ich war einer der gewandtesten Kenner dieses Spiels. Mein ausländischer Accent machte mich bald bemerkbar. Man bot mir eine Partie an. Ich nahm die Einladung mit Vergnügen an. Sie spielten sehr niedrig. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so würde ich, obschon ich meine Stärke kannte, nicht gewagt haben, mich einer Gefahr auszusetzen. Unter

diesen jungen Leuten traf ich welche, die eben so geübt waren als ich. Wenn ich mit diesen spielte, so hatte ich bald Glück, bald Unglück; da aber im Allgemeinen meine Gewandtheit weit größer war, als die meiner Mitspieler und übrigens auch der Zustand meiner Börse mich nöthigte, mit mehr Aufmerksamkeit zu spielen, als meine Gegner zu thun pflegten, so ging ich in der Regel mit einem Gewinne nach Hause. Dieses Geld betrachtete ich als ein Geschenk vom Himmel. Meine unsichere Lage hatte mich sparsam sein gelehrt, und nach Verlauf von sechs Monaten sah ich mich im Besitze von fünfzig Louisd'ors. Nachdem das erste Hinderniß — nämlich der Geldmangel — gehoben war, beschäftigte ich mich mit den Mitteln, den Zufluchtsort Deiner Mutter auszumitteln und mich an dem zu rächen, der das Glück meines Lebens vernichtet hatte. —

„Nachdem ich lange über dieses Project nachgedacht, kam ich zu folgendem Schlusse:

„Würde mir der Tod des Grafen von Rensfeld mein Lebensglück wiedergeben? — Nein. — Würde sein Blut das Blut abwaschen, mit welchem ich meine Hände besetzt habe? — Nein. — Kann ich hoffen, daß meine Gattin für mich in der Zukunft das sein werde, was sie mir immer hätte sein sollen? — Nein. — Warum soll ich daher eine Person aufsuchen, welche

mich flieht und mit einem neuen Pfeile ein Gewissen durchbohren, welches schon durch den Mord dessen verwundet ist, dessen Tod mir nicht die Ruhe wiedergeben kann, die ich verloren habe?

„Nachdem ich mich auf diese Weise einmal überzeugt hatte, daß es in meinem Interesse liege, alles Mögliche aufzubieten, um die zu vergessen, welche mir so theuer gewesen, ward mein Gemüth ruhiger, denn wenn man einmal eine Meinung angenommen hat, so scheinen dann alle unsere Ideen eine Bestätigung der Beweggründe unseres Entschlusses.

„So oft ich indessen an Deine Mutter dachte, konnte ich mich, trotz der Vorwürfe, die ich ihr machte, doch niemals eines Gefühls des Mitleidens für eine Frau erwehren, welche durch die Habsucht ihres Vaters zur Verzweiflung getrieben worden war. — Was den Grafen Arieno betraf, so empfand ich allemal, wenn ich an ihn dachte — und unglücklicher Weise stellte sich sein Bild meinem Geiste nur zu oft dar — einen unüberwindlichen Abscheu.

„Ist es möglich,“ rief ich, „daß die Erde ein Ungeheuer trägt, welches solcher Verbrechen fähig ist? Er hat seine Tochter seiner Habsucht geopfert. — Er hat die Unerfahrenheit eines jungen Mannes getäuscht, um ihn zu bewegen, sich mit seiner Tochter zu vermählen. — Er hat den Arm dieses jungen Mannes bes-

waffnet, der sein Schwiegersohn geworden war. — Er hat ihn zum Mörder dessen machen wollen, dem die Liebe das Herz seiner Tochter geschenkt. — Er hat diesen jungen Mann um sein Besizthum gebracht und zwar durch Verletzung jenes heiligen Gesetzes, ohne welches der Mensch in dem Menschen nur einen Feind sehen würde, und durch dasselbe Verbrechen hat er den Staat bestohlen, dessen Rechte er feierlich geschworen, mit Gefahr seines Lebens zu vertheidigen.““

162

---

Fünfzehntes Kapitel.

---

Die Erzählung des Grafen Byroff ward durch den alten Schäfer unterbrochen, der unsern Reisenden ein Gefäß mit warmer Milch brachte. Der Graf dankte ihm für seine Aufmerksamkeit, und nachdem Lauretta die Thränen getrocknet, welche ihr die Leidensgeschichte ihres Vaters entlockt, trank sie ein wenig von der Milch, welche sie sehr erfrischte. Der Graf that dasselbe. Der Schäfer entfernte sich wieder, erfreut über die Beweise von Dankbarkeit, womit seine beiden Gäste ihn überhäuften.

Graf Byroff fuhr folgendermaßen in seiner Geschichte weiter fort:

„Ich wohnte seit zwei Jahren in Paris, als eines Tages, als ich von einem Spaziergange in einer der Vorstädte zurückkam, zwei Männer mir folgten, die

mir auch in das Haus nachkamen, wo ich wohnte, und in mein Zimmer traten. Während meines Spazierganges hatte ich schon zu bemerken geglaubt, daß sie mich beobachteten. Ich beeilte mich, sie zu fragen, was sie von mir wollten.

„Sie müssen mit uns kommen, mein Herr,“ sagte der eine.

„Und wohin?“

„Der, welcher zuerst gesprochen, beantwortete diese Frage dadurch, daß er aus seiner Tasche ein besiegeltes Papier zog, welches er vor meinen Augen entfaltete, indem er mich zugleich auf das Siegel aufmerksam machte. Bei dem Anblick dieser Schrift hielt ich diese beiden Männer für Emissaire der venetianischen Regierung, aber man denke sich mein Erstaunen, als ich erfuhr, daß diese Schrift ein Befehl zu meiner Verhaftung und Abführung in die Bastille, oder mit andern Worten eine lettre de cachet war.“

„Die beiden Männer befahlen mir, in einen wohlverschlossenen Wagen zu steigen, und bald hörte ich die verhängnißvolle Zugbrücke herabrasseln, welche nach diesem furchtbaren Wohnsitz der Verzweiflung führte.“

„Der Wagen rollte in den ersten Hof hinein. Sobald er hielt, ließen mich meine beiden Häscher aussteigen und führten mich über einen großen, gepflasterten, von hohen Mauern eingeschlossenen Hof in die

Vorhalle dieses ungeheuern Gebäudes, dessen düsterer Anblick mir im Vorübergehen schon oft einen geheimen Schauer eingeflößt hatte. Ach, ich war damals weit entfernt zu glauben, daß es auch mir beschieden sein würde, so lange darin zu seufzen.

„Nachdem wir noch zwei große Säle und mehrere dunkle Gänge durchschritten hatten, kamen wir an ein ungeheures eisernes Thor, welches sich am Ende eines langen Corridors befand, der nur durch ein schmales Fenster erleuchtet ward. Dieses Thor ward uns durch einen Mann geöffnet, den wir in dem zweiten Saale gefunden und der uns seitdem begleitet hatte.

„In der Folge erfuhr ich, daß dies der Gouverneur selbst war. Man ließ mich eintreten und die Thür ward hinter mir verschlossen.

„Ich sah mich in einem kleinen viereckigen Gemach, dessen Geräthschaften aus einem halbzerbrochenen Tische, einem Stuhle und einer Matratze bestanden. Die Wände, die früher übertüncht gewesen, waren an einigen Stellen abgerieben, und stellenweise mit einer grünen Kruste bedeckt, welche mich in der Vermuthung bestärkte, daß dieses Zimmer sehr feucht sei, denn beim Eintreten befiel mich ein fröstelnder Schauer.

„In dieser furchtbaren Einsamkeit begann ich mich in Muthmaßungen über die Ursache meiner Einkerkelung zu ergehen. Indem ich darüber nachdachte, erschien es mir

kaum wahrscheinlich, daß die venetianische Regierung noch an mich denken und mich nach Verlauf von zwei Jahren reclamirt haben sollte. Aber was konnte andererseits die Regierung, unter der ich jetzt lebte, bewegen, mich festnehmen zu lassen? Es war mir unmöglich, nur den Schatten eines Vorwandes ausfindig zu machen.

„Ich wußte allerdings, daß oft auf sehr leichte Verdachtsgründe hin eine große Anzahl Unschuldiger verdammt worden waren, ihre Tage in der furchtbaren Festung zu beschließen, in welcher ich jetzt schmachtete. Aber ich hatte mich um die öffentlichen Angelegenheiten eines Landes, in welchem ich fremd war, so wenig bekümmert, daß ich überzeugt war, mir in meinen Gesprächen nicht die mindeste politische Anspielung erlauben zu haben.

„Einige Stunden lang durchschritt ich in jenem Zustande von Ungewißheit, welche vielleicht die grausamste von allen Gemüthsqualen ist, mein Gefängniß nach allen Richtungen hin. Am Abend brachte mir ein Mann, der ein Unterkerkermeister zu sein schien, ein Stück Brot und einen Krug Wasser. Er setzte Beides auf den Tisch und entfernte sich sofort wieder.

„Die Nacht vermehrte noch das Entsetzliche meiner Lage. Mein Gefängniß hatte nur ein mit ungeheuern Eisenstangen vergittertes Fenster. Ich stieg auf einen Stuhl, den ich darunter geschoben und sah, daß mein

Fenster auf einen Hof ging, der viel Aehnliches mit dem hatte, welchen ich bereits durchschritten.

„Ich verbrachte die Nacht, indem ich in meinem Zimmer auf und ab schritt und über mein unglückliches Schicksal seufzte. Am andern Morgen brachte mir mein Kerkermeister dieselbe Portion Wasser und Brot, wie den Abend vorher.

„So vergingen drei Tage, während welcher meine Einsamkeit nur durch die Morgen- und Abendbesuche meines Wächters unterbrochen ward. An den zwei ersten Tagen hatte ich viele Fragen an ihn gerichtet; da er aber darauf niemals anders als durch Kopfschütteln antwortete, welches zuweilen von einem unheimlichen Lächeln begleitet war, so hörte ich auf, weiter in ihn zu dringen.

„Am Morgen des vierten Tages trat der Gouverneur von zwei Wächtern begleitet in mein Gefängniß.

„Ihr müßt heute einmal frische Luft schöpfen, sonst leidet Eure Gesundheit zu sehr.“

„Die Wachen nahmen mich in die Mitte und wir folgten dem Gouverneur in den Corridor. Wir stiegen, während der Gouverneur immer voranging, einige Stufen hinab, durchschritten einen schmalen Gang und gingen dann eine steinerne Treppe hinauf, an deren Ende sich eine eiserne Thür befand. Der Gouverneur öffnete dieselbe und ich ward durch meine Wächter auf

eine Plattform von ungefähr zwanzig Schritt im Quadrat geführt, die aber von den Mauern, welche sie beherrschten, so umgeben war, daß man weiter nichts sah als den Himmel.

„Die Wächter postirten sich zu beiden Seiten der Thür. Der Gouverneur war bis in die Mitte der Plattform geschritten. Ich ging auf ihn zu und bat ihn, mich von den Beweggründen zu meiner Gefangenschaft zu unterrichten. Er weigerte sich, mir zu antworten und verließ sofort die Plattform. Die Wachen blieben auf ihrem Posten. Ich versuchte ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen, aber alle meine Bemühungen waren vergeblich. Nach Verlauf einer halben Stunde erschien der Gouverneur wieder und ich ward in mein Gefängniß zurückgeführt.

„Auf diese Weise ward ich alle vier Tage abgeholt, um frische Luft zu schöpfen. So verlebte ich sieben Monate ohne irgend eine andere Erleichterung.

„Nach Verlauf dieser Zeit öffnete sich eines Morgens die Thür meines Gefängnisses, und ich war um so mehr überrascht, den Gouverneur und zwei seiner Wächter eintreten zu sehen, als ich nur erst den Tag vorher wie gewöhnlich auf die Plattform geführt worden war. Die Wachen nahmen mich wieder in die Mitte, der Gouverneur schritt voran und so ward ich in einen großen Saal geführt, wo an einem Tische ein

Mann in Uniform saß, der, wie man mir sagte, Polizeilieutenant war. Zu beiden Seiten von ihm saßen zwei andere Herren. Ich ward an das andere Ende des Tisches gestellt. Der Protokollführer ließ mich schwören, daß ich nur die Wahrheit sagen wolle. Hierauf sagte der Polizeilieutenant zu mir:

„Ihr nennt Euch Montville?“

„Ja.“

„Ist das Euer wirklicher Name?“

„Ich wußte nicht sogleich, was ich antworten sollte. Er hob wieder an:

„Erinnert Euch, daß Ihr geschworen habt, nur die Wahrheit zu sagen. Ich frage Euch, ob Montville Euer wahrer Name ist?“

„Nein.“

„Nun, welches ist denn Euer wahrer Name?“

„Ich habe ganz besondere Gründe, welche mir es wünschenswerth machen, ihn zu verschweigen.“

„Notiren Sie diese Antwort genau,“ sagte der Polizeilieutenant zu dem Protokollanten. Dann fuhr er wieder zu mir gewendet fort:

„Seid Ihr Franzose?“

„Nein.“

„Ihr seid Venetianer?“

„Nein.“

„Suchet nicht, mich zu belügen; Ihr möchtet es

sehr bald zu bereuen haben. Ihr sagt, Ihr seid kein Italiener?“

„Das bin ich auch nicht.“

„Aber Ihr seid von Venedig nach Paris gekommen?“

„Ja.“

„Seit wie lange seid Ihr in Frankreich?“

„Zwei und dreißig Monate, ohne die sieben zu zählen, welche ich hier zugebracht habe.“

„Was habt Ihr in Paris gewollt?“

„Ich kann mich über die Beweggründe, welche mich hierher geführt haben, nicht weiter aussprechen.“

„Es sind also verbrecherische?“

„Woraus ziehen Sie diesen Schluß?“

„Ihr habt hier zu antworten, junger Mann, und nicht zu fragen,“ sagte der Polizeilieutenant in schroffem Tone.

„Er sagte einem seiner Nachbarn etwas leise in's Ohr. Sie blätterten sodann in einem vor ihnen aufgeschlagen liegenden Buche und blieben bei mehreren Seiten stehen. Sie sprachen noch einmal leise mit einander. Hierauf fragte mich der Polizeilieutenant:

„Von welcher Art waren denn Eure Subsistenzmittel?“

„Ich antwortete:

Die feine Welt von Gothenburg. V.

„Hat mich Jemand beschuldigt, daß ich mit diesen auf unerlaubte Weise erworben hätte?“

„Ich werde Euch nicht zum dritten Male sagen, daß Ihr hier seid, um zu antworten und nicht um zu fragen. Von welcher Art waren Eure Subsistenzmittel?“

„Ich habe Geld aus Italien mitgebracht.“

„Nach mehreren andern Fragen dieser Art, die mir im Ganzen genommen sehr unerheblich schienen, obschon der Polizeilieutenant auf einige großen Nachdruck legte, ward ich in mein Gefängniß zurückgeführt und wußte über die Beweggründe meiner Verhaftung eben so wenig, als da ich es zuerst betreten.

„Ungefähr zwei Monate später ward ich zum zweiten Male in denselben Saal geführt. Man nahm mir wieder den Schwur ab, die Wahrheit zu sagen, wie bei dem ersten Verhör, und der Polizeilieutenant begann mir noch unerheblichere Fragen vorzulegen als das erste Mal; plötzlich aber schlug er einen andern Ton an und sagte:

„Ihr habt, glaube ich, in Eurem ersten Verhör eingestanden, daß Ihr von Venedig seid?“

„Ich habe es nicht eingestanden und ich wiederhole, daß ich nicht Venetianer bin.“

„Ihr habt wenigstens eingeräumt, daß Ihr im Solde dieser Regierung gestanden habt?“

„Ich habe es nicht eingeräumt und es ist auch nicht der Fall.“

„Ihr habt aber ausdrücklich gesagt, Ihr wäret von Venedig nach Paris gekommen.“

„Das ist auch wahr.“

„Und die Beweggründe Eurer Reise nach Frankreich seien verbrecherische gewesen.“

„Diesen Schluß haben Sie aus meiner Antwort gezogen, mein Herr, aber ich habe mich durchaus nicht damit einverstanden erklärt.“

„Ihr weigert Euch also immer noch, die Wahrheit zu bekennen?“

„Darf ich, ehe ich diese Frage beantworte, selbst eine stellen?“

„Ihr könnt uns nicht nöthigen, darauf zu antworten, obschon wir Euch zwingen können, die unsrigen zu beantworten.“

„Bewundernswürdige Justizpflege! — Diese Worte schwebten mir auf der Zunge, aber ich bezwang mich und wiederholte:

„Darf ich eine Frage an Sie stellen?“

„Das können Sie.“

„Welches sind die Beweggründe meiner Verhaftung?“

„Der Polizeilieutenant und sein Nachbar zur rech-

ten Hand sprachen einige Minuten lang ganz leise mit einander. Der erstere sagte dann zu mir: "

„Ihr seid beschuldigt, der Agent und Spion einer auswärtigen Regierung zu sein.“

„Ich rufe den Himmel zum Zeugen an,“ rief ich, „daß diese Anklage falsch ist.“

„Wo sind Eure Beweise?“

„Sie sollen sie hören.“

„Der Polizeilieutenant sah mich mit verächtlichem Lächeln an.

„In Bezug auf diese neue Beschuldigung meiner Unschuld sicher, sah ich diesen Beweis von der Voreingenommenheit meines Richters mit Gleichgültigkeit, und da ich nun die Gewißheit hatte, daß ich nicht auf Befehl der venetianischen Regierung zur Haft gebracht worden war, so scheute ich mich nicht mehr, ein in Venedig begangenes Verbrechen zu bekennen und hoffte sogar mich dadurch der gefährlichen Lage zu entreißen, in der ich mich befand. Demzufolge erzählte ich von meiner Geschichte so viel als nöthig war, um meinen Aufenthalt in Paris zu erklären und zu rechtfertigen.

„Als ich mit meiner Erzählung zu Ende war, sagte der Polizeilieutenant zu mir:

„Wir werden die nöthigen Erkundigungen einziehen, um die Wahrheit zu erfahren.“

„Er gab meinen Wächtern ein Zeichen und sie führten mich in mein Gefängniß zurück.

„Einige Zeitlang fühlte ich mich vergleichungsweise glücklich, denn ich zweifelte nicht, daß meine Freilassung das Resultat der einzuziehenden Erkundigungen sein werde. Aber wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn der Geist lebhaft etwas wünscht und zwischen Furcht und Hoffnung schwebt, so begann ich zu fürchten, daß die venetianische Regierung, sobald sie durch die Erkundigungen des Polizeilieutenants von meiner gegenwärtigen Lage in Kenntniß gesetzt wäre, Mittel finden würde, mich wegen des Verbrechens, welches ich wirklich begangen, auch noch ferner gefangen halten zu lassen.

„Es vergingen acht Monate, ehe ich abermals in den großen Saal gerufen ward. Bei diesem dritten Verhör sagte der Polizeilieutenant zu mir:

„Ich habe alle nöthigen Erkundigungen eingezogen, um hinter die Wahrheit zu kommen. Es hat sich daraus ergeben, daß Alles, was Ihr in Euern frühern Verhören ausgesagt habt, eine von Euch oder von der Regierung, deren Werkzeug Ihr seid, ausgesonnene Fabel ist, um im Nothfalle Euer verdächtiges Verhalten zu erklären. Es bleibt Euch demzufolge weiter nichts übrig, als auf die Gnade Eurer Richter zu hoffen, indem Ihr die Wahrheit bekennt, oder Euch auf

die Folter gefaßt zu machen. Ich bewillige Euch zwei Tage Bedenkzeit.“

„Ich konnte hierauf weiter nichts antworten, als daß ich meine Unschuld in den feierlichsten Ausdrücken betheuerte.

„Man hörte mich an, ohne mich zu unterbrechen, aber ich sah deutlich, daß die Beamten bei ihrer vorgefaßten Ansicht beharrten und daß es vergebens sein würde, sie zu überzeugen oder zur Milde zu stimmen.

„Als ich in mein Gefängniß zurückkam, warf ich mich auf meine Matraße, und im Uebermaße des Schmerzes, der mich zu Boden drückte, war der einzige Gedanke, der mich mein furchtbares Loos mit einiger Ruhe betrachten ließ, der, daß diese ungerechte Behandlung von Dem, der allein in den Herzen lieft, als eine Sühne für das unschuldige Blut angenommen werden würde, welches ich vergossen.

„Am Morgen des verhängnißvollen Tages ward ich zum vierten Mal in den Saal geführt, wo ich verhört worden. Der Polizeilieutenant fragte mich noch einmal, ob ich mein Verbrechen gestehen wolle. Ich erneuerte die Betheuerung meiner Unschuld und meiner Bitten, aber meine Betheuerungen und meine Bitten wurden die einen wie die andern mit Gleichgültigkeit angehört und ich ward in jene irdische Hölle geschleppt,

wo Teufel in Menschengestalt wie zum Spiele die gräßlichsten Grausamkeiten begehen.

„Unzählige Marterwerkzeuge, deren Gebrauch ich bald erfahren sollte, hingen an den Wänden oder lagen auf dem Fußboden umhergestreut. Im Hintergrunde brannte ein furchtbares Feuer, und zwei Männer, deren wilde Gesichtszüge wie für ihr Handwerk geschaffen zu sein schienen, waren unausgesetzt beschäftigt, diese höllische Gluth zu schüren. Man empfahl mir noch einmal, zu gestehen, ehe es zu spät wäre, und ich konnte nichts thun, als trotz des Unglaubens meiner Henker wiederholt versichern, daß ich nichts zu bekennen hätte. Nun ward ich in eine Art cirkelrunden Stuhls gesetzt. Man rasirte mir den Wirbel ganz kahl. Man entblößte mir Brust und Füße. Ich ward fest an den Sessel gebunden, den man an das Feuer rückte, dessen Hitze die entblößten Theile meines Körpers ausgefekt wurden, während man große Tropfen eiskalten Wassers in gemessenen Zwischenräumen auf meinen Wirbel fallen ließ.

„Bald wurden die Schmerzen, welche mir dieser furchtbare Gegensatz verursachte, so heftig, daß ich einen heftigen Schrei ausstieß. Der Polizeilieutenant näherte sich mir und fragte mich, ob ich durch das Bekenntniß meines Verbrechens der Tortur ein Ende machen wolle.

„Ich kannte kein Mittel, welches ich nicht angewendet haben würde, um diesen grausamen Schmerzen ein Ende zu machen. Aber ich wußte, daß ich, wenn ich, um eine augenblickliche Erleichterung zu gewinnen, ein Verbrechen gestünde, das ich nicht begangen, dann dieses Geständniß auch nicht wieder zurücknehmen könnte, und daß wahrscheinlich dieses Geständniß mich einer womöglich noch grausamern Behandlung preisgeben würde. Demzufolge fuhr ich fort meine Unschuld zu betheuern.

„Nach Verlauf einer Viertelstunde wurden meine Qualen geradezu unerträglich. Ich beschwor meine Henker, mir den Tod zu geben, meine Hände und Füße waren gebunden. Ich hatte mir die Zunge durchbissen, und das Blut strömte mir aus dem Munde auf die Brust herab. Ganz besonders aber die Augen, welche die Hitze des Feuers fast aus ihren Höhlen hervorgetrieben hatte, verursachten mir unaussprechliche Schmerzen.

„Zum Glück können menschliche Kräfte solche Torturen nicht lange ertragen. Der Arzt der Bastille, der zugegen war, um meine Henker von dem Augenblicke in Kenntniß zu setzen, wo ich Alles, was meine Kräfte ertragen könnten, geduldet haben würde, befahl, mich allmählig vom Feuer zu entfernen und mit dem Herabtröpfeln des Wassers augenblicklich aufzuhören.

„Kaum war ich einige Schritte vom Feuer hinweggerückt, als der Rest meiner durch den Schmerz erschöpften Kräfte mich gänzlich verließ und ich noch auf dem Sessel festgebunden in Ohnmacht sank.

„Was weiter mit mir in dieser Hölle vorging, weiß ich nicht, denn die wohlthätige Nacht der Bewußtlosigkeit umhüllte mein geistiges und körperliches Auge.“

### Sechzehntes Kapitel.

„Als ich wieder zum Bewußtsein erwachte, sah ich mich ausgestreckt auf meiner Matratze liegen. Man hatte meinem Bette noch eine Decke zugefügt, und der Arzt reichte mir in dem Augenblicke, wo meine Augen sich wieder öffneten, ein Glas Wein. Es war dies der erste, der meine Lippen nekte, seitdem ich mich in der Bastille befand, wo man mir fortwährend zur Nahrung weiter nichts gereicht hatte, als Brot und Wasser.

„Mehrere Tage lang fuhr der Arzt fort, mir Besuche abzustatten. Ich war jung und kräftig, und nach Verlauf eines Monats begann ich den Gebrauch meiner körperlichen und geistigen Kraft wieder zu gewinnen, die Schwäche meiner Augen aber dauerte noch lange und der Anblick des Lichtes war mir fast unerträglich.

„Sechs Monate vergingen, ehe man mich wieder wie früher auf die Plattform führte, um mich wieder

Luft schöpfen lassen, und selbst dann konnte ich nur einige Minuten bleiben.

„Tage folgten auf Tage, Monate auf Monate und ich erfuhr immer noch nicht, ob die furchtbaren Qualen, die ich erduldet, als ein hinreichender Beweis meiner Unschuld betrachtet worden seien. Da man mich immer noch im Gefängniß zurückbehielt, so begann ich zu befürchten, bald einer neuen Prüfung unterworfen zu werden.

„Ich will nun eilen, jene Umstände mitzutheilen, die Dir vielleicht nicht sehr wichtig erscheinen werden, deren ich mich aber niemals ohne ein Gefühl wehmüthiger Freude' erinnere.

„Es war seit meiner Folterung schon ein Jahr verflossen, als eines Morgens, während mein Fenster offen stand, um frische Luft in mein Gefängniß zu lassen, ein Spetling durch das eiserne Gitter hindurch in mein Zimmer geflogen kam. Er setzte sich auf den Tisch und begann an dem Brote herumzupicken, welches man mir kurz vorher gebracht. Ich ging einige Schritte auf ihn zu, um ihn besser zu beobachten, denn in meiner traurigen Lage verschaffte mir Alles, was meine Aufmerksamkeit beschäftigte, einen Augenblick unerwarteten Genuß. Ich bemerkte, daß er mich sah; ich verhielt mich still, damit er nicht fortfliegen möchte, aber das Brot lockte ihn mehr an, als ich ihn er-

schreckte, und zu meiner großen Zufriedenheit fuhr er fort zu picken.

„Sein Gefieder war häßlich und struppig. Alles verrieth, daß er durch die Strenge der Jahreszeit viel gelitten hatte. Es herrschte ein starker Frost, und seit einiger Zeit war die Erde mit einer dichten Schneelage bedeckt; auch hatte sich der Vogel mit außerordentlicher Gier auf seine Beute geworfen.

„Ich beklagte ihn wegen Dessen, was er gelitten und theilte sein gegenwärtiges Glück.

„Unglücklicher Vogel!“ rief ich, „deine angeborene Schüchternheit wird dich, wenn die Forderungen der Natur befriedigt sind, von Neuem der Kälte und dem Hunger preisgeben, gegen welche du hier Schutz gefunden hast. Aber du wirst nicht klug genug sein, um es zu benutzen, und vielleicht kommst du um aus Mangel an den Dingen, die dir hier niemals fehlen würden, wenn du hier bliebest. Warum kann ich dich nicht von meinem guten Willen überzeugen!“

„Von einer seltsamen Gemüthsbewegung ergriffen, trat ich noch näher an den Tisch. Der Vogel flog, sei es, weil er seine kleine Mahlzeit beendet hatte, sei es, daß ich ihn durch meine Annäherung erschreckte, fort, umkreiste zwei oder drei Mal das Zimmer, um die Stelle zu suchen, wo er hereingekommen, und nach-

dem er dieselbe gefunden, verschwand er in einem Augenblicke.

„Nun bist du fort,“ rief ich, „und wirst niemals wiederkommen! Und was wirst du nun wieder leiden müssen! Und dennoch ein Trost bleibt dir — die Freiheit! Der Verlust der Freiheit — wie leicht sind im Vergleich zu diesem alle Uebel des Lebens. Aber hier hattest du nichts zu fürchten, denn niemals hätte ich mich entschließen können, dich dieses höchsten aller Güter zu berauben.“

„Am andern Morgen früh kam zu meiner großen Ueberraschung und Freude der kleine Vogel wieder. Ich warf ihm Brot hin; er pickte es auf, hüpfte auf der Diele umher, flog auf den Tisch, umkreiste das Zimmer und verließ mich wie den Morgen vorher.

„Alle Morgen empfing ich nun den Besuch meines Sperlings. Er erfreute mich in meiner Einsamkeit, und ich kannte kein größeres Vergnügen, als die Ankunft meines bescheidenen kleinen Freundes zu erwarten.

„Ich gab ihm so viel Brot als er wollte, und versäumte nichts, um ihm seine Schüchternheit abzugewöhnen und ihn geneigt zu machen, meine Liebkosungen sich gefallen zu lassen. Schon schmeichelte ich mir, daß er anfange mich ohne Furcht zu betrachten, denn er blieb zuweilen mehrere Stunden bei mir.

„Aber leider, der Frühling kehrte wieder, mein

kleiner Gesellschafter vergaß gleich allen andern Bewohnern dieser Erde den, der ihm im Unglücke beigestanden und blieb aus. Frühling, Sommer und Herbst vergingen. Ich glaubte, es sei ihm etwas zugestoßen, oder er kenne nicht mehr den Ort, wo er so gastfrei aufgenommen worden.

„Meine Verfolger ihrerseits beobachteten das unverbrüchlichste Schweigen, und ich begann zu fürchten, daß ich lebenslang gefangen bleiben würde.

„Der Winter war schon wieder weit vorgerückt. Eines Morgens, als ich auf meinem elenden Bette ausgestreckt lag, wie gewöhnlich mit traurigen Betrachtungen beschäftigt, hörte ich das Flattern eines Vogels. Ich sah nach der Seite, wo das Geräusch herkam, und erblickte auf dem Tische meinen Vogel, dessen Verlust ich seit so langer Zeit bedauerte.

„Ich empfand eine unaussprechliche Freude, stand sogleich auf und krümelte ihm ein Stück Brot vor. Er erhob ein dankbares Gezwitzchen und schien über die Erneuerung unserer Bekanntschaft eben so erfreut zu sein als ich.

„Während des ganzen Winters setzte er seine Besuche fort, wie das Jahr vorher. Ich riß von meinem Tische einen langen Span ab, um ihm einen Sitz zu machen. Diesen Span befestigte ich in zwei Löchern, die ich in einem Winkel meines Gefängnisses in die

Wand grub. Oft blieb er während der Nacht bei mir, und zuweilen vier oder fünf Tage hinter einander. Alles Umganges mit menschlichen Wesen beraubt, fand ich dafür einen Ersatz in den Besuchen meines kleinen Vogels.

„Im Frühjahr verließ er mich zum zweiten Mal. Er kam mit dem Winter wieder zurück, und so fuhr er sieben Jahre lang fort, mir alle Winter Gesellschaft zu leisten.

„Gegen die Mitte des siebenten Winters, als er eines Tages auf dem Stäbchen saß und mit unter dem Flügel verborgenem Kopfe schlief, trat der Kerkermeister ein, welcher mein Frühstück brachte. Er bemerkte den Vogel, und ehe ich im Stande war, ihn daran zu hindern, hatte er meinen unschuldigen Freund erwürgt.

„Soll ich mich schämen zu gestehen, daß ich meine Thränen nicht zurückhalten konnte?

„Ich stand auf dem Punkte, dem Kerkermeister Vorwürfe über seine Barbarei zu machen, aber ich bedachte, daß ich mich dadurch nur dem Spotte des rohen Menschen aussetzen würde, der mich meiner einzigen Freude, meines einzigen Trostes beraubt hatte. Ich begnügte mich damit, ihn zu bitten, mir wenigstens die Leiche meines Vogels zu lassen.

„Ohne mir zu antworten, versuchte der unbarmherzige Kerkermeister, ihn zum Fenster hinauszurufen,

aber er warf fehl. Der Vogel flog an die Mauer an und fiel wieder in das Zimmer. Ich sprang hinzu, um mich seiner zu bemächtigen, aber er hob ihn schnell auf und war diesmal geschickter, als das erste Mal. Es blieb mir daher nicht einmal der Trost, meinem unglücklichen Freunde in meinem Gefängniß ein Grabmal errichten zu können.

„Der blutdürstige Kerkermeister ging hinaus, ohne ein Wort zu sagen.

„Ich stellte sogleich meinen Stuhl unter das Fenster und stieg darauf, in der Hoffnung, daß die kleine Leiche vielleicht auf dem Sims liegen geblieben wäre. Eitle Hoffnung!

„Ich stieg von dem Stuhle wieder herunter. Mit verschränkten Armen in der Mitte meines Zimmers stehend, begann ich in meinen Gedanken allmählig meine gegenwärtige Lage mit der des Vogels zu vergleichen, den ich beweinte. Ich beendete meine mehrstündige Betrachtung über diesen traurigen Gegenstand durch den Ausruf:

„Du kleines Vögelchen bist dennoch von uns beiden der Glücklichs!“

351

Siebzehntes Kapitel.

---

„Abermals verging ein Jahr in stiller Einsamkeit wie die früheren. Ich war nun zehn Jahre in der Bastille. Die Gewohnheit hatte mich, so zu sagen, dieser Lebensweise angepaßt, welche, wie es schien, mir auf ewig beschieden war.

„Meine Behandlung und Verpflegung blieb immer dieselbe. Nur zuweilen fügte man meiner gewohnten Portion Wasser und Brodt, Milch und Wein hinzu. Ich ward jetzt seltener als früher nach der Plattform geführt. Es verstrich jetzt zwischen meinen Spaziergängen gewöhnlich eine Zeit von acht oder neun Tagen.

„Um diese Zeit brachte mir ein Mann, den ich bis jetzt noch nicht gesehen, anstatt des gewöhnlichen Schließers zum ersten Male meine Morgen- und Abendportion. Er schien mir ungefähr fünfundzwanzig

Die feine Welt von Gothenburg. V.

Jahre alt zu sein. Er war groß, stark gebaut, hatte aber ein sehr sanftes Gesicht, welches mit seinem schrecklichen Handwerk keineswegs im Einklang stand.

„Ich ließ mehrere Tage vergehen. Da er immer wieder kam und mich auch übrigens sein einnehmendes Aeußere ermuthigte, wagte ich ihn zu fragen, ob der, welcher mir früher meine Verpflegung gebracht, gestorben sei.

„D nein,“ antwortete er, und verließ mich sofort, als ob er fürchtete, schon zu viel gesagt zu haben, während doch alle seine Züge zu erkennen gaben, daß es seinerseits nicht an Mangel an gutem Willen lag, wenn unser Gespräch so kurz gewesen war.

„Oft bemühte ich mich, ihn zu einem längeren Gespräche zu veranlassen, aber ich konnte ihm nie mehr als zwei oder drei Worte bei jedem Besuche entlocken.

„Eines Tages jedoch, als ich ihn fragte, ob er glaube, daß ich Gefangener auf Lebenszeit sei, warf er einen Blick nach der Thür, um sich zu überzeugen, daß Niemand ihn beobachte, dann näherte er sich mir und sagte rasch und leise:

„Fragt mich nicht weiter, aber verlaßt Euch auf mich. Ich bin Euer Freund.“

„Nachdem er dies gesagt, ging er noch schneller fort als gewöhnlich.

„Dies war der erste Hoffnungsstrahl, der nach zehn langen Jahren in die Nacht meines Kerkers fiel.

„Fünf Monate vergingen, während welcher dieser junge Mann täglich zwei Mal in mein Gefängniß kam. Den Schließer, der vorher gekommen war, sah ich nicht wieder. Das Benehmen meines neuen Freundes brachte mich auf die Vermuthung, daß er noch keine passende Gelegenheit gefunden habe, ein Gespräch mit mir anzuknüpfen, denn er verließ mein Zimmer stets sehr schnell, wobei er jedoch fast niemals vergaß, mir einen mitleidigen Blick zuzuwenden, welcher die Hoffnung in meinem Herzen immer wach erhielt.

„Eines Abends, nachdem er mir mein Abendbrot auf den Tisch gesetzt, sagte er mit der geheimnißvollen Miene, mit welcher er bis jetzt immer mit mir gesprochen, aber in dem Tone eines Mannes, welcher mehr als jemals fürchtete, belauscht zu werden:

„Schlafet diese Nacht nicht.“

„Ich kam dieser Weisung pünktlich nach und erwartete mit der lebhaftesten Ungeduld die Stunde, welche mir die Beweggründe dieser geheimnißvollen Aufforderung erklären sollte.

„Es hatte eben Zwei geschlagen, als ich Jemand leise an die äußeren Gitterstäbe meines Fensters pochen und gleich darauf eine tiefe Stimme, in der ich die meines neuen Freundes erkannte, sagen hörte:

„Mein Herr!“

„Ich beelte mich, meinen Stuhl unter das Fenster zu stellen und darauf zu steigen. Er sagte hierauf

„Wenn es mir gelingt, Euch zur Flucht aus der Bastille und aus Frankreich behülflich zu sein, würdet Ihr mich wohl dann zu Eurem Diener annehmen?“

„Sagt lieber zu einem Freunde,“ antwortete ich.

„Versprecht mir nur, mich nicht verhungern zu lassen, mein Herr.“

„Nein, beim Himmel, das sollt Ihr nicht,“ antwortete ich und vergaß ganz, daß ich selbst keinerlei Existenzmittel besaß.

„Das genügt,“ antwortete er, „weigert Euch nicht, Alles zu trinken, was man Euch darreichen wird und verlaßt Euch, was das Uebrige betrifft, auf mich.“

„Trinken!“ wiederholte ich.

„Der junge Mann war schon wieder verschwunden.

„Ich blieb noch einige Minuten am Fenster, aber er kam nicht wieder und ich hörte auch nicht das mindeste Geräusch. Ich verließ nun meinen Posten, warf mich auf meine Matratze und begann über die seltsamen Worte nachzudenken:

„Weigert Euch nicht, Alles zu trinken, was man Euch darreichen wird.“

„Der einzige Sinn, den ich darin finden konnte, war, daß ich vergiftet werden sollte.“

„Am andern Morgen früh hörte ich mein Gefängniß öffnen. Ich sah einen Mönch eintreten. Er befohl mir, mit ihm niederzuknieen, und nachdem er mich aufgefordert, den Urtheilspruch, den er mir zu verkünden beauftragt sei, mit Muth zu ertragen, sagte er mir, ich müsse noch denselben Tag sterben.

„Wenige Stunden vorher würde ich den Tod als das größte Glück betrachtet haben, welches mir wiederfahren könnte, jetzt aber, wo ich Hoffnung auf Freiheit hegte, trotzdem daß ich auf diesen Urtheilspruch vorbereitet war und obschon ich mich dem Glauben zuneigte, daß der Fluchtplan meines jungen Freundes damit zusammenhänge, empfand ich in dem Augenblicke, wo man mir dieses Urtheil verkündete, eine Gemüthsbewegung, die ich mit Worten nicht zu schildern vermag. —

„Ich glaube, meine Gemüthsunruhe kam mir zu statten, denn ich bin überzeugt, daß die sichtbare Veränderung meiner Gesichtszüge so groß war, daß sie völlig den Argwohn des Mönches zerstreut haben würde, wenn er Vermuthung über das gehabt hätte, was zwischen mir und dem Schließer vorgegangen war.

„Doch dem möge sein wie ihm wolle, er forderte mich auf zu beichten. Seit beinahe elf Jahren von der Welt getrennt, konnte ich den Sünden, die ich vorher begangen, eben keine große Anzahl hinzugefügt ha-

ben, und übrigens hatte ich auch an dem Morgen des Tages gebeichtet, wo man mich in die Bastille brachte. Nachdem er mich gehört, betete er zwei Stunden lang für mich. Hierauf ließ er mich wieder niederknien, ertheilte mir seinen Segen und entfernte sich.

„Kaum hatte er mein Gefängniß verlassen, als der Gouverneur, von zwei Wachen und dem jungen Manne begleitet, auf welchem meine letzte Hoffnung beruhete, eintrat.

„In Gemäßheit der Befehle des Gouverneurs, goß der junge Mann aus einer Phiolen, welche er in der Hand hielt, eine schwarze Flüssigkeit in ein kleines Gefäß, reichte es mir und befahl mir, es auszutrinken. In demselben Augenblicke setzten mir die beiden Schildwachen ihre Bajonnete auf die Brust.

„Ich überwand mich und trank. Das Gefäß entfiel meiner Hand und ich schlug die Augen auf, um meinen Freund zu suchen. Er hatte das Gefängniß verlassen. Der Gouverneur gab den Schildwachen ein Zeichen. Sie entfernten sich. Er folgte ihnen und ich hörte, wie er die Thür fest verschloß.

„Welch ein Augenblick des Schreckens! Nicht wissend, ob ich einen Todestrank hinuntergestürzt oder nicht, sah ich im erstern Falle den furchtbaren Abgrund der Ewigkeit vor mir, in dem letztern zitterte ich, wenn ich an das furchtbare Schicksal dachte, welches meinem

jungen Freunde beschieden war, wenn man seine List entdeckte.

„Nach Verlauf einer Stunde begann ich eine un-  
gemeine Mattigkeit zu fühlen. Ich warf mich auf  
meine Matraze und wickelte mich in meine Decke.  
Ich fühlte, wie mir das Blut in den Adern erstarrte.  
Kalte Schweißtropfen rieselten mir von der Stirn.  
Trotz aller meiner Bemühungen fielen mir die Augen  
zu, und zwei Stunden darauf, nachdem ich den Trank  
genommen, den der Gouverneur mir gereicht, fiel ich  
in jenen Schlaf, den ich damals für den Schlaf des  
Todes hielt.“

Graf Byroff wollte in seiner Erzählung fortfah-  
ren, als der Schäfer eintrat und ihm meldete, daß  
zwei Männer, welche sein Pferd in dem Stalle gesehen,  
erklärt hätten, sie kannten es. Sie hätten hierauf das  
Verlangen ausgesprochen, in das Haus hinein zu ge-  
hen, um den zu sehen, welchem dieses Pferd gehört,  
und sein Sohn sei so eben aus Leibeskräften bemüht,  
sie von dem Eintritte in das Haus zurückzuhalten.

Der Graf sah seine Tochter an, ohne ein einziges  
Wort zu sprechen. Seine Unruhe war außerordentlich.  
Lauretta erhob sich zitternd und schlang ihre Arme um

den Hals ihres Vaters. In demselben Augenblicke hörten sie deutlich in dem Nebenzimmer die Stimmen Theodors und Grunzers.

Graf Byroff stand auf, zog seinen Dolch aus dem Gürtel und machte sich bereit, sie zu empfangen. Der junge Cavalier trat zuerst ein. Der Graf stürzte sich auf ihn. Theodor sprang rasch beiseite und der Graf fiel auf den Fußboden nieder. Sein Gegner setzte ihm den Fuß auf die Brust, zog seinen Degen, nannte ihn Bösewicht und Verräther und überhäufte ihn mit Verwünschungen. Lauretta fiel dem jungen Edelmann in den Arm, sank neben ihrem Vater auf die Kniee nieder und rief:

„Hierher müßt Ihr den tödlichen Streich führen! Stoßt diesen Degen in meine Brust, aber schonet, o schonet meinen Vater!“

Ihre Bitten und die Bemühungen des Grafen Byroff ließen in Theodor keinen Zweifel übrig, daß Kalberg wirklich Lauretta's Vater sei. Er stand regungslos vor Ueberraschung da. Graf Byroff bemerkte dies, benutzte diesen Augenblick und, ehe sein Gegner es sich versah, sprang er auf die Füße und hatte ihm den Degen entzogen. Grunzer zog sofort den seinigen und wollte den Cavalier vertheidigen, während Lauretta, ohne an sich zu denken und bloß mit der Gefahr ihres Vaters beschäftigt, in dem ganzen Hause

umberlief und es von ihrem Geschrei nach Hilfe wiederhallen ließ.

Theodor folgte hinter ihr drein. Nur ihre eigene Gefahr fühlend, als sie sich so nahe von dem Manne verfolgt sah, den sie mehr fürchtete als den Tod, lief sie auf den jungen Schäfer zu, der vor der Thür des Hauses stand, faltete bittend die Hände und rief ihm zu:

„D rettet mich vor diesem Menschen! Rettet mich, ich beschwöre Euch!“

Dieser junge Mann hielt noch den Stock in der Hand, mit welchem er sich bemüht hatte, den Cavalier und seinen Begleiter von dem Eintritt in das Haus zurückzuhalten und war noch ganz erhitzt von dem ungleichen Kampfe, den er bestanden. Empfänglich für die Stimme des Mitleids oder für die Schönheit der Bittenden, stürzte er sich auf Theodor, wie ein Mensch, der entschlossen ist, zu siegen oder zu sterben.

Einige Augenblicke ward der Kampf auf beiden Seiten mit gleicher Tapferkeit und Gewandtheit geführt. Bald aber trug die überlegene Stärke des Cavaliers den Sieg über seinen Gegner davon. Laurretta sah ihren Kämpfer zu Boden gestreckt. Sie stieß einen durchbohrenden Schrei aus und versuchte abermals zu entfliehen, aber ihre Kräfte verließen sie gänzlich und sie ward ohnmächtig.

## Achtzehntes Kapitel.

---

Ein glühender Kuß auf ihren erstarrten Lippen rief Lauretta in's Leben zurück. Erschreckt schlug sie die Augen auf, aber, großer Gott, welches Entzücken!

Es war Alphons, ihr geliebter Alphons, der sie, so zu sagen, durch diesen Kuß in's Leben zurückgerufen hatte. Er stand neben ihr.

Außer sich vor Freude umarmte sie ihn. Dann sprang sie von dem Bett, auf welches man sie gelegt hatte, umarmte ihren Vater und dann wieder Alphons.

Als nach dem wechselseitigen Ausdruck ihrer Freude Lauretta ihrem Alphons mitgetheilt hatte, daß Graf Byroff ihr Vater sei, erzählte dieser Letztere seiner Tochter, was während ihres bewußtlosen Zustandes vorgefallen war.

„Wir befinden uns immer noch,“ sagte er, „in dem Hause des Schäfers. Grunzer ist durch meine

Bemühungen, vereint mit denen des alten Schäfers, in die Flucht geschlagen worden. Theodor ist von Deinem Gatten durch einen Schlag mit dem Stocke getödtet worden, welchen der Cavalier Anfangs den Händen des jungen Schäfers, als er ihn niederwarf, entwand, und den ihm sodann Alphons wiederum entriß."

Alphons unterrichtete hierauf Lauretta von der Art und Weise, auf welche er denselben Morgen das Schloß Schmalau verlassen und durch den glücklichsten Zufall ihr gerade in dem Augenblicke zu Hilfe gekommen war, wo sie auf dem Punkte stand, die Beute des nichtswürdigen Theodor zu werden.

Lauretta, die jetzt nochmals über die Gefahr erschraf, der sie entronnen, drückte ihren Befreier von Neuem an's Herz. Alphons wendete sich hierauf gegen den Grafen Byroff und sagte zu ihm:

"Nathet mir, welchen Weg ich einschlagen, wohin ich meine Schritte lenken soll?"

"Wer hindert Euch, sogleich wieder in Eure bescheidene Wohnung zurückzukehren?"

"Um dort den Baron von Schmalau zu empfangen!"

"Das Gesek ist für Euch."

"Ich würde weniger Widerwillen empfinden, vor ihn zu treten, wenn das Gesek gegen mich wäre. Ich

kann nicht den Unblick eines Menschen ertragen, den ich unglücklich gemacht habe, wenn ich weiß, daß ihm kein Mittel zur Rache übrig bleibt. Der Baron hat Theodor stets mit der Zärtlichkeit eines Vaters geliebt und sich dem zu Folge die Abscheulichkeit seiner Verbrechen selbst verhehlt. Es ist daher unmöglich, daß er nicht einen Abscheu vor Dem empfinde, der ihn seines lieben Neffen beraubt hat. — Ich bin fest überzeugt, daß ich mir Nichts vorzuwerfen habe. Deshalb kann ich mich auch nicht dazu erniedrigen, eine Verzeihung zu erbitten, die ich nicht bedarf. Ich theile indessen den Schmerz des Barons von Schmalau aufrichtig. Die Güte, mit welcher er mich überhäufte, legt mir die Pflicht auf, nicht wieder an einen Ort zurückzukehren, wo meine Anwesenheit das Ansehen eines schandenfrohen Triumphes haben würde. Nein, ich muß einen Zufluchtsort fern von dem Schlosse Schmalau suchen. Dort werde ich unbekannt leben und nicht jeden Tag den Kummer meines edelmüthigen Wohlthäters erneuen.“

„Mein Interesse,“ sagte der Graf Byroff, „läßt mich ebenfalls dem Vorschlage beitreten, diese Gegend Deutschlands zu verlassen. Da mich nämlich Brunzer gesehen und erkannt hat, so ist es für meine Sicherheit durchaus nothwendig, diese Gegend schnell zu verlassen. Wenn Ihr nach Eurer letzten Wohnung zurück-

gekehrt wäret, so würde ich mich in die grausame Nothwendigkeit versetzt gesehen haben, mich von meiner Tochter zu trennen. Wenn Ihr dagegen von hier fortzugehet, so kann ich Euch überall hin folgen.“

Das Glück seiner Lauretta war für Alphons stets die erste Rücksicht, und da er in ihren Augen den Kummer las, welchen es ihr verursachen würde, wenn sie sich wieder von ihrem Vater trennen müßte, so beeilte er sich, zu erklären, daß er entschlossen sei, nicht wieder in die Nähe des Schlosses Schmalau zurückzukehren und der Richtung zu folgen, welche dem Grafen die sicherste scheinen würde.

Diese Erklärung erfüllte Lauretta's und ihres Vaters Herz mit Freuden. Der Letztere gab den Wunsch zu erkennen, daß man sofort abreisen möchte.

Der alte Schäfer machte die Pferde fertig. Der Graf belohnte ihn freigebig und befahl ihm, auf Alphons' Bitte einen Boten nach Schloß Schmalau zu schicken und dort einen genauen Bericht über das Abstratten zu lassen, was diesen Morgen hier geschehen war.

Dann reis'ten sie ab, indem sie, dem Rathe des Grafen zu Folge, die Richtung nach dem Norden einschlugen.

Während dieses ersten Tages hielten sie sich nirgends länger auf, als nöthig war, um ihre Pferde zu füttern. Gegen Abend gelangten sie an eine kleine

Herberge. Nachdem Graf Byroff sich überzeugt hatte, daß hier nichts zu fürchten sei, beschloß man, hier zu übernachten. Sobald sie in einem Zimmer der Herberge allein waren, bat Lauretta ihren Vater, seine unglückliche Lebensgeschichte weiter zu erzählen.

Sie konnte sich selbst nicht die geheimnißvolle Situation erklären, in welcher sie ihn zum ersten Male gesehen hatte. Während des Tages hatte der Graf häufig die lebhaftesten Befürchtungen, eingeholt zu werden, zu erkennen gegeben, ohne die Gründe seiner Furcht zu nennen. Auch wünschte sie sehr den Schluß einer Erzählung zu hören, welche endlich ihre gerechte Neugier befriedigen sollte.

„Meine Tochter,“ antwortete Graf Byroff, „ich gestehe, daß Deine Neugier nothwendig in hohem Grade hat erweckt werden müssen, aber mächtigere Rücksichten nöthigen mich in diesem Augenblicke noch, die Befriedigung derselben zu verschieben. Wir müssen jetzt vor allen Dingen für unsere künftigen Bedürfnisse sorgen, und werden immer Zeit haben, uns mit der Vergangenheit zu beschäftigen.“

Er wendete sich sodann zu Alphons.

„Habt Ihr einen Plan für die Zukunft entworfen?“

„Nein,“ antwortete Alphons.

Nach augenblicklichem Schweigen hob Graf Byroff wieder an :

„Ihr habt mir den ganzen Tag in Gedanken versunken zu sein geschienen. Ich glaubte, Ihr dachtet über den Entschluß nach, den Ihr nun in Bezug auf Eure Zukunft zu fassen habt.“

„Eure Muthmaßungen sind da ganz richtig gewesen.“

„Theilt mir Eure Ideen mit.“

„Ich fürchte, daß Ihr sie nicht billigen werdet. Indessen könnt Ihr versichert sein, daß ich Nichts ohne Euern Rath und den meiner Lauretta thun werde.“

Graf Byroff bat ihn, weiter zu sprechen.

„Meine Lauretta,“ sagte Alphons, „hat Euch ohne Zweifel von dem furchtbaren und bedeutungsvollen Ereigniß unterrichtet, welches —“

„Sie hat mich davon unterrichtet,“ sagte der Graf, ihn unterbrechend.

„Ich kann nicht glücklich sterben, wenn nicht dieses furchtbare Geheimniß entschleiert ist, welches mich rastlos in der weiten Welt herumtreibt. Ich sehe un-  
aufhörlich jene blutigen Hände! Ich höre fortwährend in meinen Ohren die Worte wiederhallen, welche meine Verbannung aussprachen! Ich wollte meinen Schmerz bekämpfen und darüber triumphiren. Eitle

Hoffnung! Ohne die Tröstungen dieses Engels, welcher es nicht verschmäht hat, das traurige Loos eines Unglücklichen zu theilen, hätte ich niemals mein peinliches Dasein bis jetzt zu ertragen vermocht. Wäre es nicht besser, wenn ich allen meinen grausamen Zweifeln und dieser tödtlichen Ungewißheit ein Ende machte, indem ich nach Schweden zurückreise und mich in die Nähe des Schlosses Renskiöld begeben? Dort kann ich hoffen, die Wahrheit zu entdecken, und zu erfahren, ob ich unwiderruflich aus der Wohnung meiner Väter verbannt bin.“

„Ueber diesen Punkt,“ antwortete Graf Byroff, „kann ich Euch keinen Rath geben. In dieser Beziehung müßt Ihr selbst wissen, was das Beste ist.“

„Aber,“ sagte Lauretta, „wer soll Dir die Aufschlüsse geben, welche Du suchst? — Ganz gewiß kennt man selbst in Schweden und auch in der Nähe von Schloß Renskiöld die Wahrheit nicht. Außerdem würde der junge Bergmann, von dem Du mir erzähltest, der Sohn eines Pächters Deines Vaters, Kenntniß davon gehabt haben. Dein Onkel hat, wie Dir jener junge Mann ebenfalls mittheilte, das Land verlassen. Niemand weiß, was aus ihm geworden ist, und Deine Mutter ist todt.“

„Nach seiner Mittheilung wäre ich auch todt. Er kann sich also getäuscht haben. — Aber er hat gesagt

das Schloß stehe verlassen, und in diesem Punkte kann er sich unmöglich getäuscht haben. Wenn ich daher das Schloß heimlich besuche, so kann ich Niemandem Schaden zufügen. Ich werde über die Entdeckungen, die ich vielleicht dort mache, das tiefste Geheimniß bewahren. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber seit einiger Zeit werde ich mehr als je von dem Wunsche gepeinigt, mein väterliches Schloß zu besuchen.“

„Euer Entschluß steht also fest?“ fragte Graf Byroff.

„Wenn ich die Mittel hätte, die Reise zu machen, so sollte mich Nichts abhalten, meinen Plan auszuführen, da Ihr und meine Lauretta nichts dagegen habt.“

„Das, was ich an Gelde noch besitze,“ antwortete der Graf, „wird, wenn wir sparsam damit umgehen, hinreichen, unsern Lebensunterhalt auf mehrere Monate zu bestreiten.“

„Nun, so werde ich morgen früh mit der Morgenröthe meine Schritte nach dem Lande meiner Geburt lenken.“

Sie brachten den Rest des Tages damit zu, daß sie sich die Tour besprachen, welche die räthlichste sei. Sobald sie darüber einig waren, begaben sie sich zur Ruhe, um ordentlich auszuschlafen.

Alphons, dessen Gemüth durch sein wichtiges Un-

ternehmen beschäftigt war, schlief sehr wenig. Mit dem Grauen des Tages stand er auf und weckte seine Reisegefährten. Der Graf ließ nicht lange auf sich warten, und die aufgehende Sonne sah sie schon unterwegs. Der Graf begann nun, um die Neugier seines Schwiegersohnes zu befriedigen, die Geschichte seines Lebens noch einmal von vorn. Als er bei der Epoche angekommen war, wo wir seinen Bericht in dem Hause des Schäfers unterbrochen haben, fuhr er folgendermaßen fort:

---

„Die Flüssigkeit, welche ich getrunken, war blos ein sehr starker Schlaftrunk. Als ich wieder zu mir kam, war der erste Gegenstand, der mir in die Augen fiel, ein Mensch mit schwarzem Gesicht, der in einem trockenen Graben im Schatten eines Baumes neben mir saß. Es war ziemlich Nacht, und da die Dunkelheit mir nicht erlaubte, die Züge dieses Menschen zu unterscheiden, so erfuhr ich erst, als er anfang zu sprechen, daß es der verkleidete junge Schließer war, und als ich ihn wieder erkannte, dauerte es einige Zeit, ehe ich ihm mein Erstaunen über die Veränderung seiner Farbe und über mein sonderbares Kostüm zu erkennen geben konnte. Ich war nämlich wie ein Weib aus dem gemeinen Volke gekleidet.

„Ach, mein Herr,“ rief er in dem Augenblicke, wo ich die Augen aufschlug, „wie freue ich mich, Euch wieder wach und jenem scheußlichen Gefängnisse entrissen zu sehen! Kennt Ihr mich denn nicht mehr, mein Herr?“ fuhr er fort, als er bemerkte, daß ich ihn mit ungewissem Blick betrachtete.

„Ich glaube Dich zu erkennen,“ antwortete ich, „aber ich erkenne mich selbst kaum.“

„Daran dachte ich eben, als Ihr aufwachtet. Ich bin auf den Einfall gekommen, uns so zu verkleiden, damit wir, ohne bemerkt zu werden und als Bettler reisen können. Vor allen Dingen aber, mein Herr, trinkt ein wenig Wein und esset dieses Stück Brot,“ setzte er hinzu, indem er eine Flasche und ein Brot aus seiner Tasche zog. „Ihr habt schon so lange Zeit nichts genossen, daß Ihr Euch sehr matt fühlen müßt.“

„Ich nahm mit Freuden sein Anerbieten an, und in dem Augenblicke, wo ich die Flasche an den Mund setzte, rief er:

„Gott sei Dank, daß wir die entsetzliche Festung im Rücken haben.“

„Wie,“ sagte ich zu ihm, „Du warst ja nicht Gefangener.“

„Ach nein, mein Herr, aber das Schicksal der armen Unglücklichen, die es waren, ging mir so zu Herzen, daß ich nicht länger Zeuge ihrer Leiden hätte

sein können. Doch dem sei, wie ihm wolle, wir sind nun heraus, und ich hoffe, auf immer. — Wehe uns, wenn wir wieder ergriffen würden.“

„„Aber, lieber Freund,““ fragte ich ihn, „„wie sind wir denn heraus gekommen? Wie hast Du uns denn alle Beide aus dieser Höhle zu erretten vermocht?““

„„Das werde ich Euch ein anderes Mal erzählen. Wir wollen jetzt nicht weiter davon sprechen. — Jacques Perlet wird Ihnen ein andermal Alles mittheilen. — Aber, mein Herr, nennt mich nicht Jacques, gebt mir einen andern Namen, wie man einen Neger zu nennen pflegt.““

„„Wohlan, ich werde Dich Cäsar nennen.““

„„Sehr gern, mein Herr, dieser Name ist eben so gut, als ein anderer. — Jetzt, mein Herr, vergesset nicht, daß Ihr meine Frau seid. Eure Gesichtszüge sind sehr zart, so daß Euch Jeder in diesen Kleidern für eine Frau halten wird. Uebrigens verlasset Euch auf Jac — Cäsar, wollte ich sagen.““

„Ich ging auf seinen Plan ein. Jacques fuhr hierauf fort:

„„Ich kenne nicht weit von hier eine kleine vor der Heerstraße abgelegene Herberge; dahin müssen wir uns begeben. Wir werden dort übernachten.““

„Unterwegs fragte ich ihn, wie weit wir von Paris entfernt wären.

„Wenigstens neun oder zehn Meilen, mein Herr.“

„Wie werden wir es anfangen, um aus Frankreich herauszukommen?“

„Es ist so dunkel, daß es mir unmöglich ist, zu sehen, ob Jemand in unserer Nähe ist oder nicht. — Ich getraue mir daher nicht, in diesem Augenblicke weiter mit Euch darüber zu sprechen.“

„Ich bezwang meine Neugier und wir langten schweigend in der kleinen Herberge an.“

„Auf Jacques' Wunsch verlangte ich ein Abendessen und ein Bett. Mittlerweile richtete mein Begleiter einige Worte an die Personen, welche in der Herberge waren, indem er sich bemühte, so viel als möglich den Sargon der Neger nachzuahmen.“

„Ich sah mit Vergnügen, daß unsere List ganz herrlich gelang. Als wir wie zwei zärtliche Eheleute in unser Schlafzimmer traten, bat mich Jacques, Platz zu nehmen, indem er zu mir sagte, er müsse, ehe wir uns schlafen legten, durchaus mit mir sprechen. Er brannte vor Verlangen, mir zu erzählen, auf welche Weise es ihm gelungen war, mich zu retten.“

„Seine Erzählung lautete folgendermaßen:

„Vor allen anderen Dingen, mein Herr, muß ich Euch sagen, wer ich bin, damit Ihr besser die Gründe beurtheilen könnt, welche mich bewogen haben, das zu unternehmen, was ich gethan. — Mein Vater war ein ehrlicher Schuhflecker in der Faubourg Saint-Antoine. Lange hatte er sein gutes reichliches Auskommen. Aber selbst die ehrlichsten Leute sind vor Unglück nicht sicher. Es trafen ihn mehrere Unfälle hinter einander und nöthigten ihn, einige kleine Summen Geldes von seinen Nachbarn zu leihen, um die Ausgaben bei der Krankheit und für die Beerdigung meiner Mutter zu bestreiten. Alles wäre gewiß auch redlich wiederbezahlt worden, wenn er am Leben geblieben wäre. Aber der arme Mann starb bald nachher und ließ mich ohne einen Freund in der Welt zurück, mit Ausnahme meines alten Onkels Perlet, der Schließer in der Bastille war, und eines Bruders, von dem wir seit mehreren Jahren nicht hatten sprechen hören.“

„Also gut, ich hatte das Handwerk meines Vaters gelernt, und wenn ich mit seiner Werkstatt nicht auch zugleich seine Schulden geerbt hätte — Gott weiß, daß ich weit entfernt bin, ihm einen Vorwurf deswegen zu machen — so hätte ich mein Brot ganz gut verdienen können; aber seine Gläubiger droheten, mich arretiren zu lassen, wenn ich sie nicht bezahlte, und mein Onkel Perlet, der zu geizig war, um zu bezahlen, und zu

stolz, um seinen Neffen in's Gefängniß setzen zu lassen, obgleich er selbst in einem solchen lebte, forderte mich auf, unter ihm einen Dienst in der Bastille anzunehmen."

"Dieses neue Handwerk gefiel mir durchaus nicht. Aber was konnte ich thun? Ich glaubte, es sei immer noch besser, Gefängnißwärter zu sein, als Hungers zu sterben. Indessen, nach Verlauf von zwei Monaten, das heißt, ungefähr um die Zeit, wo ich Euch zum ersten Male Eure Portion Brot und Wasser brachte, hätte ich beinahe dem Tode vor einem längern Aufenthalte an diesem entsetzlichen Orte den Vorzug gegeben. Die Gräuel, welche ich mit ansah, die Klagen, das Stöhnen und das Geschrei, welches ich vernahm, würden Euch das Blut in den Adern erstarren lassen und Euer Haar würde sich emporsträuben, wenn ich die Kraft und den Muth hätte, eine solche Erzählung zu unternehmen."

"Ich stieß einen tiefen Seufzer aus. Jacques fuhr fort:

"Ach, mein Herr, Ihr seid auch das Schlachtopfer der teuflischen Grausamkeit dieser Menschen gewesen."

"Lassen wir diese traurigen Erinnerungen," sagte ich.

"Ich wollte, ich könnte sie vergessen, aber ich

werde wohl mehr als eine Nacht davon träumen. — Mein Onkel hatte ein Zimmer, wo wir gewöhnlich zusammen den Abend zubrachten, und da das Bild der Unglücklichen, welche ich während des Tages gesehen, mir überallhin folgte, so konnte ich nicht umhin, ihn über das Schicksal auszufragen, welches ihnen vorbehalten war. Oft auch wenn ich die Geschichte mehrerer dieser Unglücklichen hörte, welche verurtheilt waren, konnte ich mich nicht enthalten, an die furchtbare Strafe ihrer Verfolger zu denken, wenn diese einmal vor Gottes Richterstuhl erscheinen müssen.“

„Eins Tages wagte ich ihm Vorwürfe über die Grausamkeit zu machen, mit welcher er die Gefangenen behandelte.“

„Er antwortete:

„Jacques, ich liebe meinen König zu sehr, und niemals — das merke Dir wohl — werde ich Diejenigen, welche seine Feinde sind, mit Milde behandeln.“

„Aber Euer Gewissen,““ sagte ich.

„Mein Gewissen, liebes Kind! Der König ist der Stellvertreter Gottes auf Erden. Wir können daher nichts Uebles thun, wenn wir seinen Befehlen gehorchen.““

„In diesem Falle,“ antwortete ich, „müßte es der König sich sehr angelegen sein lassen, immer gerecht, menschenfreundlich und barmherzig zu sein! Denn

wenn, wie Ihr sagt, die Gewissen seiner Unterthanen sich keines Verbrechens schuldig machen können, wenn sie seinen Befehlen gehorchen, so folgt daraus, daß das Gewicht aller ihrer bösen Thaten auf sein Gewissen zurückfällt und daß er allein die Strafe dafür tragen muß.“

„Du bist ein Narr,“ rief mein Onkel, „Du verstehst von diesen Dingen nichts.“

„Ich antwortete nichts mehr, denn in der That, ich wünschte gar nichts mehr davon zu wissen. Ich hatte blos Lust ihn zu fragen, ob er zum König bete, anstatt zu Gott. Ich schwieg aber aus Furcht, daß er glauben möchte, ich spottete über ihn, wo er mich dann gewiß eben so hart behandelt hätte, wie er sich bereits der geringsten Versehen wegen gegen mich gezeigt.“

„Ich konnte nicht umhin, über Jacques' Philosophie zu lachen. Er lachte auch und fuhr fort:

„Ich wünschte alle Tage mehr und mehr, meine traurige Stellung aufgeben zu können, aber ich zweifelte beinahe, daß mir dies jemals gelingen werde, denn ich wußte recht wohl, daß mein Onkel mir niemals erlauben würde, die Bastille zu verlassen und einen andern Erwerb zu ergreifen, weil er fürchtete, ich möchte ausplaudern, was ich dort gesehen und gehört. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als zu fliehen und Paris zu meiden. Aber ich hatte nur sehr wenig Geld

und hatte keine Lust, dieses gefährliche Unternehmen ohne einen Gefährten auszuführen.“

„Doch wie dem auch sei, ich hatte für Euch, mein Herr, eine ganz besondere Neigung gefaßt, und Ihr waret von allen Gefangenen der, mit welchem ich am ehesten zu entfliehen wünschte. Ich wußte, daß, wenn ich so glücklich wäre, diesen Plan auszuführen, dies Euch eben so angenehm sein würde, als mir, und es lag in Euerm ganzen Wesen Etwas, was mir sagte, daß Ihr dereinst erkenntlich dafür sein würdet.“

„D mein Herr, wie viel Mal habe ich gewünscht, mich zu Euch zu setzen und eine halbe Stunde mit Euch plaudern zu können, um Euch zu sagen, wie sehr ich Euch beklage und wie sehr ich wünschte, Euch nützlich sein zu können! Aber ich wagte es nie. Alle Mauern der Bastille schienen Augen und Ohren zu haben, denn ich weiß nicht wie es kommt, aber es wird dort nichts gesprochen und nichts gethan, wovon mein Onkel und der Gouverneur nicht unterrichtet wären. Ich that oft Fragen an meinen Onkel in Bezug auf Euch. Ich erfuhr bald, daß Ihr ein Edelmann wäret — beinahe sämtliche andere Gefangene sind es auch — und daß der einzige Grund der Verlängerung Eurer Haft nur in der Furcht beruhe, daß Ihr die Geheimnisse ihrer Tyrannei enthüllen möchtet.“

„Und auf Befehl des Königs wird ein unglück-

licher und unschuldiger Edelmann so behandelt!“ fragte ich meinen Onkel.

„Er antwortete:

„Das ist nicht die Schuld des Königs, sondern Derjenigen, die ihn Seiner Majestät als des Hochverraths schuldig geschildert haben. Ich habe Dir schon einmal gesagt, daß Du von diesen Dingen nichts verstehst.“

„Ungefähr fünf Wochen nach dieser Unterredung sagte mir mein Onkel: da er mir die Pflege der Hälften der Gefangenen anvertraut habe, so müsse ich auch alle Funktionen dieses Amtes verrichten und dem zu Folge den nächsten Tag früh eine Dosis Gift in das Gefängniß eines Marquis tragen, der zum Tode verurtheilt sei. Ich wagte nicht, meinem Onkel ungehorsam zu sein. Uebrigens wußte ich auch, daß, wenn ich mich weigerte, ein Anderer an meine Stelle treten und deshalb meine Weigerung dem armen Unglücklichen von keinem Nutzen sein würde. Ich folgte daher zur bezeichneten Stunde dem Gouverneur in das Gemach des Verurtheilten. Alles geschah hier auf dieselbe Weise, wie in dem Eurigen an dem Tage, wo er Euch Euern letzten Trank darzureichen glaubte. Aber ich wußte es besser, als er, nicht wahr, mein Herr?“

„Als der arme Edelmann das Gift hinuntergeschluckt hatte, entfernte sich der Gouverneur. Mein Onkel verschloß die Thür, indem er sagte:

„Niemand gehe hier hinein, bis er todt ist.“

„Was!“ rief ich, „sollen wir ihn in diesem schrecklichen Augenblick allein lassen?“

„Ganz gewiß,“ antwortete mein Onkel, „braucht er denn Jemanden, um zu sterben?“

„Der arme Teufel,“ sagte ich, „möge es recht bald mit ihm vorüber sein.“

„D das wird nicht lange dauern, dafür stehe ich.“

„Nach diesen letzten Worten befahl mir mein Onkel, mich von der Thür zu entfernen, in deren Nähe ich stehen geblieben war, um nicht hören zu wollen, was in dem Zimmer vorging.“

„Am Abend, als die doppelten Riegel überall vorgeschoben waren, befahl er mir, ihm zu folgen. Wir gingen mit einander in das Gemach des armen Marquis. D, dieses furchtbare Schauspiel wird niemals aus meiner Erinnerung entschwinden. Der unglückliche Edelmann lag todt auf seinem Bette ausgestreckt. Sein Mund und seine Augen standen offen, und er war so furchtbar entstellt — kurz, er war so schrecklich entstellt, daß ich augenblicklich entflohen wäre, wenn mein Onkel mich nicht daran verhindert hätte, indem er mich beim Kragen packte.“

„Jetzt,“ sagte er, „müssen wir die Leiche auf den Kirchhof tragen und verbrennen.“

„Ich mußte gehorchen. Wir trugen den Leichnam

an den genannten Ort, wo wir einen Sarg und eine Wahre in Bereitschaft fanden.“

„„Du glaubst vielleicht,““ sagte mein Onkel nun, „„daß ich diese Leiche verbrennen werde. Nein, nein, ich weiß einen bessern Gebrauch davon zu machen. Niemals werde ich eine Leiche verbrennen, so lange ich noch Käufer dafür finde.““

„„Er theilte mir hierauf mit, daß ein Chirurg in der Rue Saint-Etienne-des-Grès ihm seine Cadaver abkaufe, um sie zu seciren, und da er das Vorrecht genoß, zu jeder beliebigen Stunde die Zugbrücke zu passiren, so trug er sie ihm allemal in der Nacht hin.““

„„Aber,““ fügte er hinzu, „„ich werde diesen von Dir hintragen lassen, und mittlerweile werde ich hier den Sarg verbrennen.““

„„Kurz, der Cadaver ward in einen Sack gesteckt. Ich that erst, als ob er mir zu schwer wäre; mein Onkel wußte aber das Gegentheil. Ich mußte gehorchen. Er ging bis an die Zugbrücke mit, wo er der Schildwache etwas in's Ohr sagte. Man ließ mich passiren.““

„„Wißt Ihr, daß ich mein Leben verwetten wollte, daß der Gouverneur bei diesem schändlichen Menschenhandel mit theilhaftig ist? Ich habe nämlich meinen Onkel immer sagen hören, daß Niemand die verhängnißvolle Zugbrücke überschreiten dürfe, der nicht aus-

drückliche schriftliche Erlaubniß des Gouverneurs vorzeigen könne."

"„Ungeachtet des Gewichtes meiner Bürde legte ich den ganzen Weg sehr schnell zurück; denn da ich nicht gewohnt war, mich so nahe bei einem Todten zu befinden, so glaubte ich in jedem Augenblicke, ihn sich bewegen zu fühlen oder stöhnen zu hören."

"„Als ich mich meines Auftrags entledigt hatte, begann ich zu überlegen, ob ich in die Bastille zurückkehren sollte, oder nicht. Ich durchsuchte meine Taschen, um mein Geld zusammen zu zählen. Ich hatte meine Börse auf meinem Zimmer liegen lassen. Was sollte ich thun? Ohne Geld konnte ich nicht weit kommen, und dieser Umstand setzte mich der Gefahr aus, festgenommen und in die Bastille zurückgeführt, vielleicht sogar vor dem großen Feuer in jenem großen Saale geröstet zu werden, an dessen Wänden alle nur erdenklichen Marterwerkzeuge aufgehängt sind. Dieser Gedanke machte mich zittern, und ich lief daher so schnell als möglich in die Bastille zurück."

"„Als ich meinen Dinkel widersah, gab er mir ein Sechsfrankstück von dem gemachten Gewinn zur Belohnung für meinen geleisteten Dienst. Er fügte hinzu, daß er nächstens die Summe verdoppeln würde, weil er entschlossen wäre, mir alle mögliche Ermutigung zu gewähren. Uebrigens, meinte er, würde sich

bald wieder Gelegenheit zu einem solchen Verdienste darbieten."

"„Herr von Montville," sagte er, „hat nicht lange mehr zu leben.“"

"„Ich erschrak, wie Ihr leicht glauben könnt, nicht wenig, als ich diese Nachricht vernahm. Es war keine Zeit zu verlieren. Ich beschäftigte mich nun blos mit Erfindung eines Fluchtplans für Euch und für mich. Endlich fiel mir einer ein, bei dem ich stehen blieb und dessen Ausführung beschlossen ward. Ich beklagte mich gegen meinen Onkel über heftiges Zahnweh. Ich sagte, ich litte daran sehr oft, und mein Vater habe mir gewöhnlich Laudanum eingegeben, um den Schmerz zu beschwichtigen. Ich bat ihn, mir dessen zu geben.“"

"„Er reichte mir eine kleine halbvollte Phiole, indem er mir empfahl, nur wenige Tropfen davon einzunehmen. Ich lief auf mein Zimmer, und nachdem ich das Laudanum in die Phiole gegossen, welche das dem unglücklichen Marquis gereichte Gift enthalten und die ich gereinigt hatte, um mich ihrer zu bedienen, ließ ich die, welche mein Onkel mir gegeben, auf den Boden fallen. Sie zerbrach, wie ich das beabsichtigt hatte. Ich kehrte, mit den Scherben in der Hand, zu meinem Onkel zurück und bat ihn, nachdem ich ihm meinen Unglücksfall erzählt, mir eine andere Phiole zu geben.“"

„Der alte Fuchs ließ sich diesmal überlisten und brachte mir eine stärkere Dosis, als die erste gewesen.“

„Ich glaube,“ sagte ich zu ihm, „wenn ich das Alles austränke, so müßte ich sterben.“

„Nein,“ antwortete er, „dazu wäre zwei Mal so viel nöthig. Davon würdest Du bloß ungefähr zwei Tage hinter einander in einem tiefen Schläfe liegen.“

„Ich ersah daraus, daß meine erste Dosis für das, was ich damit machen wollte, hinreichend gewesen sein würde; nichts desto weniger freuete ich mich sehr, deren zwei zu haben, im Falle mir es mit einer mißglückte. Ich hob sie sorgfältig auf. Am andern Tage war mein Zahnschmerz vorüber.“

„Der Tag Eures Todes, mein Herr, ward festgesetzt. Ich fand Mittel, mich in der Nacht vorher unter Euer Fenster zu begeben, und als ich Euch sagte, daß Ihr Euch nicht weigern solltet, irgend etwas zu trinken, was man Euch darbleten würde, so geschah dies, weil ich fürchtete, daß Ihr es für Gift haltend, das Getränk von Euch schleudern würdet, und daß Ihr dann gezwungen wäret, wirkliches Gift zu trinken, welches man sofort herbeigeht haben würde, und dessen Vertauschung mir dann unmöglich gewesen wäre.“

„Nachdem ich das Fenster Eures Gefängnisses verlassen hatte, ging ich, eine meiner Phiolen halb mit Laudanum zu füllen. Erst jetzt fällt mir ein, daß ich, weil die Giftphiolen stets voll waren, mich der Gefahr aussetzte, entdeckt zu werden. Durch eine stärkere Dosis Laudanum fürchtete ich Euch um's Leben zu bringen; füllte ich die Phiolen mit Wasser, so mußte ich fürchten, daß die Flüssigkeit eine blässere Farbe bekäme, als das Gift hatte. Was hättet Ihr wohl an meiner Stelle gethan? Ich füllte meine Phiolen mit Theriak und Wasser, so daß sie rücksichtlich der Farbe ganz der gleich war, welche dem armen Marquis den Garaus gemacht hatte.“

„Am Morgen ward ich von dem Gouverneur gerufen. Mein Onkel übergab mir die Giftphiole. Damit er durchaus keinen Verdacht schöpfen möchte, näherte ich mich ihm und sagte ihm in's Ohr:

„Diese Nacht werde ich also zwölf Francs verdienen.“

„Er antwortete mir durch eine bedeutsame Geberde. Ich folgte dem Gouverneur und seinen Wachen.“

„Bei der Biegung des Corridors, welche nach Euerem Gefängniß führt, blieb ich einen Augenblick stehen, zog meine Phiolen aus der Brusttasche, steckte

die andere an ihre Stelle und machte ein Geräusch mit meinen Füßen, als ob ich beinahe gefallen wäre.“

„Hierauf lief ich wieder hinter dem Gouverneur her, rieb mir das Knie und rief:

„Das war immer noch besser als ein Bruch.“

„Der Gouverneur drehte sich herum. Ich rieb mir fortwährend das Knie und zog ein schmerzhaftes Gesicht, so daß er über meinen vermeinten Unfall lachte.“

„Dann setzte er seinen Weg fort, ohne den geringsten Argwohn zu äußern.“

Als der Graf in seiner Erzählung so weit gekommen war, wurden die Reisenden ein kleines Haus anständig. Alphons unterbrach die Erzählung des Grafen. Die Hitze des Tages war fast unerträglich gewesen, statt des blauen Himmels aber, welcher ihre Reise fast ununterbrochen begünstigt, thürmten sich jetzt schwarze Regenwolken am Horizonte auf; zugleich erhob sich ein ziemlich heftiger Westwind, und es stand mit gutem Grunde zu befürchten, daß sehr bald ein heftiges Regenwetter losbrechen werde.

Alphons machte daher dem Grafen den Vorschlag, wenn das Haus ein öffentliches wäre, die Nacht in demselben zuzubringen.

Die Sonne war schon untergegangen. Graf Byroff war mit dem gemachten Vorschlage einverstanden, und da das Haus von der Art war, wie sie es wünschten, so traten sie in dasselbe ein, um sich von den Strapazen der Reise zu erholen.

Neunzehntes Kapitel.

Die Sonne stieg prachtvoll und glänzend am Himmel empor. Nicht die kleinste Wolke verdunkelte ihre Strahlen. Die Tropfen des Thaues hingen noch an den Blättern. Die Wälder hallten wieder von dem Gesange ihrer gefiederten Bewohner, welche die Königin des Tages begrüßten. Die Blumen begannen ihre Kelche zu öffnen und ließen schon die süßesten Wohlgerüche ausströmen.

Erfrischt durch den belebenden Balsam des Schlafes, erwachten unsere Reisenden in diesem Augenblicke. Entzückt, ihren Alphons wiederzusehen, theilte Lauretta die allgemeine Freude der Natur. Alphons bemühte sich, heiter zu scheinen, aber seine Bemühungen bliebert fruchtlos. Lauretta sah ihm seine Unruhe an den Augen an, und ohne sich dies merken zu lassen, gab sie sich Mühe, ihn zu zerstreuen. Einmal glaubte sie, es sei

ihr dies gelungen, aber bald versank Alphons in seinen frühern Zustand zurück. Lauretta verdoppelte ihre Bemühungen. Der dankbare Alphons antwortete durch das sanfte Lächeln der Erkenntlichkeit, und Lauretta war glücklich.

Sie genossen ein köstliches, aus Milch und Obst bestehendes Frühstück, und machten sich dann wieder auf den Weg. Nach einer kurzen Unterredung über verschiedene Gegenstände, nahm Graf Byroff seine Erzählung folgendermaßen wieder auf:

„Sehr gut, mein Herr,“ fuhr Jacques Perlet fort, „den ganzen Tag hat mich der Wunsch gequält (ich wußte wohl warum), nach Eurem Zimmer hinaufzugehen und einen Blick auf Euch zu werfen. Wenn ich um die Erlaubniß dazu gebeten hätte, so würde man mir sie jedenfalls verweigert haben. Auf jeden Fall glaubte ich, es sei klug, nicht hinauf zu gehen. Die Nacht kam. Mein Onkel rief mich und befahl mir, ihm zu folgen. Es war ziemlich um dieselbe Stunde wie das erste Mal. Denkt Euch meinen Schrecken, als wir durch den Corridor schritten, der nach Eurem Zimmer führt. Ich glaubte, Ihr wäret vielleicht noch nicht eingeschlafen, und ich fürchtete, wenn Ihr es wäret, daß die rauhe Hand meines Onkels oder irgend ein unglücklicher Zufall Euch aufwecken könnte.“

„Nichtsdestoweniger brachten wir Euch, Gott sei Dank! ohne einen Unfall auf den Kirchhof. Ich zitterte ein wenig, als mein Onkel zu mir sagte, Ihr wäret noch warm. Aber ich faßte mich bald wieder, als er hinzufügte, daß dies nichts zu bedeuten habe und daß er schon Mehrere hierher geschafft hätte, welche der Arzt noch halb warm gefunden.“

„Ich steckte Euch in den Sack, indem ich Sorge trug, Euren Kopf in die Nähe der Oeffnung zu bringen, und ging fort, während mein Onkel den Sarg verbrannte und meine Rückkehr erwartete.“

„Anstatt mich zu dem Chirurgen zu begeben, schlug ich den Weg nach dem Thore St. Jean ein. Sobald ich die Stadt im Rücken hatte, suchte ich mit den Augen eine ein wenig von der Straße entfernte Hecke. Hinter dieser Hecke legte ich meine Bürde ab. Ich zog Euch aus dem Sacke und fürchtete sehr, daß Ihr erstickt sein möchtet. Ich legte meine Hand auf Euer Herz und fühlte mit Entzücken, daß es noch ziemlich stark schlug. Ich kleidete Euch nun sogleich in diese Haube, diesen Unterrock, diese Schürze und diesen Mantel. Ich hatte diese Kleidungsstücke einer alten Frau weggenommen, welche in der Bastille dem Gouverneur und meinem Onkel das Bett machte. Ich habe sie ihr nicht gestohlen, mein Herr, sondern ihr einen halben Louisd'or dafür hingelegt. Ich trug sie

mit mir fort, indem ich sie unter meinem Rock und unter meiner Weste befestigte. Ich sagte zu meinem Dinkel, ich hätte mich auf diese Weise ausgepollert, damit meine Last mich nicht zu sehr auf die Schultern drücke.“

„Als Eure Toilette fertig war, beschäftigte ich mich mit meiner eigenen Verkleidung. Ich wendete meine Kleider um. Ich schwärzte mir Hände und Gesicht mit einer Flüssigkeit, die ich in der Tasche zu diesem Zwecke mitgebracht. Dann warf ich Eure Kleider und den Sack in einen tiefen Graben, der sich auf der andern Seite der Hecke befand, worauf ich mich neben Euch setzte und mit Ungeduld auf das Vorbeikommen eines Wagens harrete, auf welchen ich Euch legen könnte.“

„Bei Anbruch des Tages hörte ich das Geräusch eines von Paris kommenden Fuhrwerks. Ich schaute über die Hecke und erblickte einen mit allerhand Gepäck beladenen Wagen. Der Fuhrmann saß auf einem Sitze, der breit genug war, um drei oder vier Personen zu fassen. Ich fragte ihn, wohin er führe. — „Nach Dammartin,“ antwortete er mir. — Ich sagte ihm hierauf, immer in meinem Jargon, ich hätte hier hinter dem Baune eine todtfranke Frau liegen und ich wolle ihm gern etwas geben, wenn er uns bis an das Ziel unserer Reise, an welchem sein Weg ihn vorbeiz-

führe, mitnehmen wolle. Nach kurzem Hin- und Herreden über das Fahrgeld, willigte er ein, uns mitzunehmen. Ich trug Euch bis an den Wagen und setzte Euch auf den Sitz, wobei ich Sorge trug, Euch recht fest zu halten, damit Ihr nicht fallen möchtet."

"„Wir machten mehrmals unterwegs Halt. Manche hatten Mitleiden mit meiner „armen Frau,“ Andere machten sich über den „schwarzen Neger“ lustig. Einige, die mitleidiger waren, gaben mir Almosen und empfahlen mir, für das „arme Weib“ ja gut Sorge zu tragen. Ich kaufte sogleich in ihrer Gegenwart den Wein und das Brot, welches ich Euch gegeben habe. „Der gute Junge,“ sagten hierauf alle Zuschauer, und eine alte Frau verdoppelte ihr Almosen."

"„Während der ganzen Reise nahm ich Euch nicht vom Wagen herunter, aus Furcht, daß unter der Menge der Neugierigen irgend Jemand hinter den Betrug käme. Die Nacht brach herein und Ihr erwachtet immer noch nicht. Wir waren nur noch eine Stunde von Dammartin entfernt. Ich war in der größten Verlegenheit. Endlich besann ich mich auf dieses elende Wirthshaus, welches ungefähr hundert Schritte von der Heerstraße entfernt ist, denn ich hatte schon früher einmal eine Reise nach Dammartin gemacht. Ich sagte dem Fuhrmanne, ich würde in diesem Wirthshause übernachten, weil die Gasthöfe in der Stadt mir zu

theuer wären. Er hielt seine Pferde an, ich nahm Euch in meine Arme, ich bezahlte ihm das besprochene Fahrgeld; wir wünschten einander gute Nacht und er setzte sein Fuhrwerk wieder in Gang.“

„Ich wußte gewiß, daß Ihr nun bald erwachen würdet. Ich beschloß daher, Euer Erwachen abzuwarten, ehe ich in das Wirthshaus ginge. Ich trug Euch daher auf das nächste Feld, und als ich hier den trockenen Graben bemerkte, in welchem wir saßen, als Ihr erwachtet, legte ich Euch in denselben. Ich setzte mich neben Euch, und strich mir das Kinn, entzückt über das Gelingen meines Planes. In dem Augenblicke, wo Ihr wieder zu Euch kamet, dachte ich eben daran, wie wir Beide lachen würden, wenn wir uns jetzt in einem Spiegel sehen könnten.““

Als Jacques mit seiner Erzählung fertig war, dankte ich ihm im Tone der aufrichtigsten Dankbarkeit. Ich lobte seine Gewandtheit und Geistesgegenwart.

„Setzt,““ setzte ich hinzu, „müssen wir uns unverweilt mit den Mitteln beschäftigen, durch deren Anwendung es uns gelingen kann, dieses Land so schnell als möglich zu verlassen, denn wenn man auch nicht entdecken sollte, daß ich noch lebe, so wird doch Dein Onkel Dich ganz gewiß suchen lassen. Wenn man Dich festnimmt, so werde ich Dein Schicksal theilen

und wir würden Beibe von den Henkern der Bastille ihrer Rache geopfert werden.“

„Ihr habt Recht, mein Herr, und es bleibt uns nur Ein Ausweg übrig, nämlich der, daß wir uns in aller Eile auf Euer Schloß begeben.“

Man denke sich das Erstaunen des armen Teufels, als er erfuhr, daß ich durchaus keine Subsistenzmittel besaß. Er hatte geglaubt, ich besäße in Italien oder Deutschland Rang und Vermögen, und erwartete, für seine Dienste freigebig belohnt zu werden. Indessen ertrug er diese traurige Nachricht mit Muth und hätte mich fast zu Thränen gerührt, als er, nachdem er einen Augenblick nachgedacht, rief:

„Wohlan, mein Herr, wenn Ihr reich gewesen wäret, so würdet Ihr, davon bin ich überzeugt, für den armen Jacques gesorgt haben; da Ihr es aber nicht seid, so wird Jacques für Euch sorgen, nämlich so viel als in seinen Kräften steht. Die Hälfte dieses Geldes ist Euer,“ setzte er hinzu, indem er seinen kleinen Schatz aus der Tasche zog und ihn auf's Bett warf.

„Nach einer langen Berathung beschlossen wir, unverweilt nach Deutschland zu gelangen zu suchen und dabei unsere gegenwärtige Verkleidung beizubehalten. Wir hatten für diesen Entschluß keine anderen Gründe als die Nothwendigkeit, in der wir uns befanden,

Frankreich so rasch als möglich zu verlassen. Der Ort unserer Zuflucht war uns vollkommen gleichgiltig, denn ich sah die Unmöglichkeit ein, auf mein mit Schulden belastetes und seit langer Zeit verlassenes Ländgut zurückzukehren.

„Am andern Morgen sehr früh reisten wir ab. Nach Verlauf von acht Tagen langten wir sehr ermüdet, aber ohne einen Unfall, in Deutschland an. Während des ganzen Weges drehete sich Jacques' Unterhaltung bloß um zwei Gegenstände: die Furcht, verfolgt und eingeholt zu werden, und seinen Wunsch, zu wissen, in welcher Gegend Deutschlands sein Bruder wohne, welcher vor vier Jahren mit einem Manne, den Niemand kannte, Paris verlassen hatte. Man wußte bloß, daß sie beide mit einander nach Deutschland gegangen waren.

„Es war ein Faulenzer,“ fuhr Jacques fort. „Er wird wohl eine Lebensweise ergriffen haben, wie sie seinem Geschmacke zusagt, wiewohl er sich bei der Beschäftigung, die er aufgab, gar nicht schlecht stand, denn er war Kammerdiener bei einem Marquis. Er bekam schöne Kleider und sah aus wie ein gepuderter Affe. Ich hätte, als er fort ging, seine Stelle haben können, aber ich gab einer schweren, anstrengenden Arbeit den Vorzug vor diesem weichlichen Leben. Ihr sehet, wie ich für meine Ehrlichkeit belohnt worden bin, aber

lassen wir das — es ist einmal geschehen. Es wird schon wieder besser werden. Wie es aber auch werden möge, so werdet Ihr mich immer bei guter Laune sehen.“

„Die Philosophie des guten Jacques tröstete mich und machte mir Muth, und ich beschloß, mich gänzlich von einem Manne leiten zu lassen, der das Unglück mit so heiterm Sinne zu ertragen verstand. Ich setzte ihn von meinem Entschlusse in Kenntniß.

„Er schlug mir nun vor, unsern Weg nach Wien, der Hauptstadt des deutschen Reiches, zu nehmen.

„„Ich bin ein ganz ausgezeichnete Arbeiter,““ sagte er, „und es ist geradezu unmöglich, daß ich in einer so großen Stadt nicht so viel verdienen sollte, als nöthig ist, um uns Beide zu ernähren.““

„Nachdem wir die deutsche Grenze überschritten hatten, benutzte Jacques den ersten, ein wenig von der Straße abgelegenen Bach, um die Farbe seines Gesichts und seiner Hände zu ändern; aber es vergingen mehrere Tage, ehe er dem Elfenbein wieder den Sieg über das Ebenholz verschaffen konnte; indessen, als er seine Kleider wieder auf die rechte Seite herumgewendet hatte, war sein Aeußeres ganz anständig. In der ersten Stadt, in die wir kamen, kaufte er mir einen Rock und einen Hut, und ich wechselte das Geschlecht, wie das erste Mal, hinter dem ersten, besten Strauche,

den wir, nachdem wir die Stadt wieder verlassen hatten, antrafen.

„Nachdem diese nothwendigen Anschaffungen gemacht waren, blieben in Jacques' Börse nur noch ein Louis'd'or und zwei Sechsfreankstücke übrig. Wir beschloffen demzufolge, um zu sparen, Brot und Käse zu kaufen, um unterwegs unsere Mahlzeiten unter einem Baume halten zu können, und da wir damals in der Mitte des Sommers standen, so kamen wir auch überein, unter freiem Himmel oder in einer Scheune, die wir offen fanden, zu übernachten.

„Die Nothwendigkeit gewöhnt an Dinge, die, so lange man sie noch nicht versucht hat, ganz unerträglich erscheinen. Was mich betraf, so ließ mich die Freude über die wiedergewonnene Freiheit die Beschwerde unserer langen und mühsamen Reise vergessen, und Jacques verfehlte nicht, mir wenigstens einmal alle Tage zu erklären, daß er lieber in einem schlammigen Graben unter freiem Himmel als in der Bastille auf einem Federbette schlafen wolle.

„Als wir so eines Abends bei schönem hellem Mondschein fürbaß wanderten, zog das verfallene Schloß, in welchem Du gefangen warst, Lauretta, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Seine Ruinen schienen anzudeuten, daß es nicht bewohnt war. Die Thür stand offen;

wir traten in den Hof, und ohne weiter etwas darin zu bemerken, beschloffen wir, hier zu übernachten.

„Wir streckten uns Beide in einem Winkel des Hofes nieder und schickten uns an zu schlafen, als die langgezogenen Töne eines Jagdhorns an unser Ohr schlugen. — Wir horchten, ohne ein Wort zu sprechen. — Nach ungefähr zwei Minuten trat ein Mann, der aus einem der entlegensten Theile dieses ungeheuren Gebäudes kam, in den Hof und indem er auf die Thür zuschritt, rief er hinaus:

„Tretet ein, es ist nichts zu fürchten.““

„Gleich darauf hörten wir das Geräusch von den Tritten mehrerer Pferde, welche sich dem Thore näherten. Die Reiter stiegen ab und traten, verworren durch einander sprechend, in den Hof. Die ersten Worte, welche ich deutlich hörte und welche mir die Erklärung dieses ganzen seltsamen Abenteuers gaben, lauteten:

„Verflucht wäre diese elende Straße! Es ist hier gar nichts zu machen, denn es kommt keine Seele vorüber!““

„Im demselben Augenblicke erschien ein anderer Mann, der aus dem Innern des Gebäudes hervorgetreten war, im Hofe mit einer Lampe in der Hand. Sogleich sprang Jacques auf, lief auf den Mann zu, schlang seine Arme um seinen Hals und rief:

„Ach, mein Bruder, finde ich Dich hier wieder!  
ach, mein Bruder, mein theurer Bruder!“

„Von seiner brüderlichen Zärtlichkeit hingerissen, hatte Jacques seinem Bruder die Lampe aus der Hand geschlagen, welche sogleich verlöschte. Alles war augenblicklich in die tiefste Finsterniß gehüllt. Sei es aus Ueberraschung, sei es aus Furcht, kurz, es trat ein allgemeines Schweigen ein, bis neues Licht in den Hof gebracht worden war. Sobald dieses erschien, kam Jacques zu mir zurückgelaufen, indem er seinem Bruder zurief, ich wäre sein Freund, sein sehr guter Freund.“

„Die Räuber (denn solche waren die Bewohner dieses Schlosses) umzingelten mich sofort. Ich erhob mich und begann mich zu entschuldigen, daß wir uns auf diese Weise in ihre Wohnung eingeschlichen, indem ich sie von unserer unglücklichen Lage unterrichtete. Jacques beendete meinen Bericht, indem er hinzufügte, daß wir aus der Bastille entsprungen seien.“

„Als erklärte Feinde aller Tyrannei, forderten die Räuber uns auf, in den Theil des Schlosses einzutreten, welchen sie bewohnten und während der Zeit, wo man unsere Betten zurecht machte, an ihrem Abendbrote Theil zu nehmen.“

„Ich dankte ihnen für ihr Vertrauen, und sie führten uns in einen großen Saal, wo ich eine treffliche Mahlzeit aufgetragen fand. Ich aß aus Gefälligkeit

gegen meine gastfreundlichen Wirthe. Die Mannichfaltigkeit der Gerichte, an welche Jacques nicht gewöhnt war, vermehrte noch seinen natürlichen Appetit.

„Nach dem Essen bat man mich, meine Abenteuer zu erzählen. Jacques hatte ihre Neugier erregt, indem er unaufhörlich von der Bastille und unserer Flucht sprach. Obschon es mir lieber gewesen wäre, wenn ich mich hätte schlafen legen können, so konnte ich doch nicht umhin, die Neugier der Räuber zu befriedigen.

„Als ich mit meiner Geschichte zu Ende war, stand der Anführer der Räuber von seinem Sitze auf, ergriff mich bei der Hand und sagte:

„Wir sind Alle Unglücksgefährten und Leidensgenossen; die Mehrzahl Derer, die Ihr hier seht, ist durch die Grausamkeit der Menschen aus der menschlichen Gesellschaft verbannt worden; aber es ist Keiner unter uns, den das Unglück unmenschlich gemacht hätte. Niemals wird der Reisende, den wir berauben, von uns mißhandelt. — Niemals verfehlen wir, den Armen zu unterstützen. Bloß die Reichen sind unsere Beute. — Die Unglücklichen sind unsere Brüder. Ihr seid unglücklich und daher nehmen wir Euch auf als einen Bruder. Kurz — wollt Ihr bei uns bleiben und fern von dem Despotismus der Tyrannen und der Bosheit einer neidischen Welt leben, bloß unsern Gesetzen unterthan, den Gesetzen der Ehre?“ —

„Gut gesprochen, Hauptmann,“ rief Jacques, indem er aufsprang, „die Ehre unter Räubern — das ist ein altes Sprichwort meines Vaters; ich mache mich mit der größten Bereitwilligkeit anheischig, unter Euch zu dienen.“

„Während meiner Erzählung hatte Jacques nicht aufgehört, von dem vortrefflichen Weine zu trinken, mit welchem die Tafel besetzt war, und da er eine etwas zu starke Dosis davon genossen hatte, so war es mehr der Wein als sein Muth, was ihm die letzten Worte eingegeben hatte. Der Hauptmann bemerkte dies. Er befahl seinem Bruder, ihn nach dem Bett zu führen, welches für ihn bestimmt war, aber Jacques versprach, kein einziges Glas Wein mehr zu trinken und kein Wort mehr zu sprechen, wenn man ihm erlauben wolle, so lange bei Tafel zu bleiben, als sein „lieber Herr“ bleiben würde.

„Während dieses kleinen Wortwechsels zwischen dem Capitain und Jacques, hatte ich Zeit gehabt, über die Worte des Erstern nachzudenken. Sie schienen mir die Apologie einer Lebensweise zu sein, welche er selbst verbrecherisch fand und welcher er nur gezwungen angehörte. Ich bat demzufolge um die Erlaubniß, mir diese Vorschläge bis zum andern Morgen früh zu überlegen. Diese Erlaubniß ward mir ohne Schwierigkeit gewährt. Jacques und ich entfernten uns hierauf,

während Ersterer dem Hauptmanne nochmals versicherte, daß er entschlossen sei, unter ihm zu dienen. Kaum war er aber im Bett, so vergaß er seine Tapferkeit und seine Versprechungen in einem tiefen Schlafe, und überließ mich meinen eigenen Betrachtungen.

„Den größten Theil der Nacht brachte ich in Unentschiedenheit über den Entschluß zu, den ich zu fassen hätte. Der Gedanke, gemeinschaftliche Sache mit Räubern zu machen, war für mich empörend, aber ich fühlte eine noch größere Antipathie, in diese Welt zurückzukehren, deren Treulosigkeit ich in ihrem ganzen Umfange erfahren; endlich entschied ich mich dafür, das mir angebotene Asyl anzunehmen.

„Am andern Morgen, als Jacques erwachte, hatte er die Ereignisse des Abends vorher vollständig vergessen. Ganz erschrocken weckte er mich und fragte, ob wir in die Bastille zurückgebracht worden wären.

„In diesem Augenblicke trat sein Bruder ein und überhob mich der Mühe einer langen Auseinandersetzung, denn, sobald er diesen erblickte, fiel ihm wieder ein, wo er war.

„Ich beehrte mich, den Hauptmann von meinem Entschluß in Kenntniß zu setzen. Ich empfing seine Glückwünsche, eben so wie die aller meiner neuen Kameraden.

„Der Hauptmann wendete sich hierauf gegen Jacques und erinnerte ihn an sein Versprechen.

„Dieser fragte ihn ganz erstaunt, was er damit sagen wolle.

„Der Hauptmann erklärte es ihm, und da Jacques einige Geübtheit im Schuhmacherhandwerk besaß, so erklärte er sich, da persönliche Tapferkeit eben nicht seine Sache zu sein schien, bereit, der Schuhflicker der Bande zu werden — ein Anerbieten, welches seiner praktischen Nützlichkeit wegen sofort angenommen ward.“

„Am Abend vorher waren die Gesichter der Ban-  
 diten, welche auf Raub ausgewesen waren, mit verschie-  
 denen Farben bemalt, wie sie gewöhnlich alle Mal zu  
 thun pflegten, wenn sie eine Expedition unternahmen.  
 Den andern Morgen erschienen sie unbemalt, und Tac-  
 ques erkannte nun in der Person Grunzers den Mann,  
 mit welchem sein Bruder Frankreich verlassen hatte.  
 Ich will ihn Euch mit wenigen Worten schildern.  
 „Grunzer ist der Sohn eines Deutschen und einer  
 Französin; er hat beinahe immer in Frankreich ge-  
 wohnt. Seine Eltern gehörten zu jenen geschickten  
 Gaunern, welche von dem Gelde leben, das sie leicht-  
 gläubigen oder unwissenden Leuten abnehmen. Sie  
 hüteten sich sorgfältig, etwas zu thun, was gegen

### Zwanzigstes Kapitel.

den Wortlaut der Gesetze verstieß, und deshalb trieben sie, wenn sie auch, im Grunde genommen, nicht viel besser waren als Diebe, wenigstens ein nicht so gefährliches Handwerk.

„Diese Lebensweise hatte Grunzer sehr bald in die Geheimnisse aller Gaunerherbergen von Paris eingeweiht. Der Zufall verschaffte ihm Bekanntschaft mit den Räubern, welchen er bald sehr nützlich ward. Alle Jahre macht er Reisen nach Frankreich, wo er Mittel findet, um die Ringe, Uhren und andern Sachen von Werth, welche sie während des Jahres den Reisenden abgenommen haben, mit Vortheil zu verkaufen. Ehe sie sich mit Grunzer in Verbindung setzten, waren alle diese Gegenstände von geringem Werthe für sie, denn Keiner wagte sich der Gefahr auszusetzen, welche mit dem Verkaufe dieser Sachen nothwendig verbunden war.

„Auf einer dieser Reisen nach Paris machte Grunzer die Bekanntschaft von Jacques' Bruder. Da er ihn für eine gute Acquisition für seine Gesellschaft hielt, so hatte er ihn durch falsche Versprechungen veranlaßt, mit ihm nach Deutschland zu kommen und ihm die Wahrheit erst dann gesagt, als er ihn seinen Kameraden vorstellte. Der Hauptmann machte Grunzer Vorwürfe über seine Unklugheit und verbot ihm, dieses gefährliche Experiment jemals zu wiederholen. Zum

Glück für die Banditen war Guillaume Verlet, des Vertrauens würdig, welches Grunzer ihm bezeugt hatte, denn da er Alles lieber that, als arbeiten, so gefiel ihm seine neue Lebensweise außerordentlich.

„Der Hauptmann behandelte mich mit großer Güte und mit der Aufmerksamkeit und Rücksicht, welche meine Gesundheit wünschenswerth und nothwendig machte, denn der plötzliche Uebergang von einem elfjährigen Müßiggange zu der außerordentlichen Anstrengung, die ich während der letzten zwanzig Tage zu bestehen gehabt, hatte mich in einen Zustand der äußersten Schwäche versetzt.

„Während des ersten Jahres verlangte man nichts von mir als das, was ich zu meiner Unterhaltung freiwillig that. Und während der ganzen Zeit, wo ich bei den Räubern blieb, das heißt, beinahe acht Jahr, ward ich zu nichts angehalten, als zu Leistung gewisser Abend- und Nachtwachen.

„Die Abendwachen hatten den Zweck, auf die Töne des Jagdhornes zu antworten, welches die Räuber bei der Rückkehr von jeder ihrer Expeditionen bliesen, damit sie, wenn während ihrer Abwesenheit die Diener der Justiz in ihren Schlupfwinkel eingedrungen wären, zeitig genug gewarnt würden, um nicht, mit ihrer Beute beladen, festgenommen zu werden, welches

ein unwiderlegbarer Beweis ihrer Verbrechen gewesen wäre. —

„Alle, welche nicht mit auf Raub ausgingen, wachten abwechselnd während der Nacht zwei Stunden im Hofe des Schlosses, damit die Bande nicht etwa einmal im Schlafe überfallen würde.

„Die sechs ersten Jahre meines Aufenthalts unter den Räubern geschah nichts Bemerkenswerthes, und da ich nicht gezwungen war, mit auf Raub auszugehen, so hielt ich mich für weniger strafbar, als die Andern, und fühlte mich verhältnißmäßig glücklich. Gegen Ende des sechsten Jahres starb der Hauptmann.

„Man stellte sogleich eine Wahl zur Ernennung seines Nachfolgers an, und die Mehrzahl der Stimmen fiel auf Grunzer.

„Drei Monate nach seiner Ernennung kam die Zeit heran, wo er gewöhnlich seine Reise nach Frankreich machte. Da Niemand zu diesem Geschäfte so tauglich war als er, so wollte er dasselbe, trotz seiner neuen Würde, auch ferner besorgen. Demzufolge übertrug er einem seiner Kameraden die Functionen des Hauptmanns bis zu seiner Rückkehr und reiste ab. —

„In die Zeit seiner Abwesenheit fiel ein ziemlich wichtiges Ereigniß, der Tod Guillaume's Perlet. Einige Wochen lang hatte ich vollauf zu thun, um Jacques

zu trösten und ihn von Ueberschreitung [der Grenzen eines venünftigen Kammers zurückzuhalten. Er erklärte mir mehrmals, daß er, wenn er sich nicht scheuete, mich in meiner gegenwärtigen Lage allein zu lassen, seinen Bruder nicht lange überleben würde.

„Zur gewohnten Zeit kam Grunzer zurück. Er brachte den Chevalier d'Uignon mit.

„Grunzer besaß eine übermäßige Geldgier. Diese Leidenschaft verlockte ihn oft auf Abwege, die er später bereuete. Er besaß aber zu viel von dem, was die Räuber Ehre nennen, um die Sicherheit seiner Kameraden bloßzustellen. Er wußte, daß er eine außerordentliche Unklugheit begangen hatte. Demzufolge, als Theodor sich entfernt hatte, um sich zur Ruhe zu begeben — es hatte Niemand das Recht, den Hauptmann zur Rede zu stellen, und wir wußten daher nicht, aus welchem Grunde er Theodor mit zu uns gebracht hatte — gestand er offen den Fehler, den er begangen, und bat uns, ihm unsere Meinung zu sagen.

„Während meiner Reisen nach Paris,“ sagte er, „bewohne ich fast fortwährend die Spielhäuser. Hier sah ich den Chevalier sehr oft. Ich gewann ihm sogar bedeutende Summen ab. Ich hatte bemerkt, daß er alle Mittel aufsuchte, um sein Geld zu verschwenden. Demzufolge nahm ich mir vor, von diesen glücklichen Anlagen Nutzen zu ziehen. Es dauerte einige Zeit, ehe ich

eine günstige Gelegenheit fand. Endlich eines Tages traf ich ihn in einer Spelunke, als er eben mit einem andern jungen Edelmann wülfelte. Es entspann sich ein Streit zwischen ihnen. Die Degen wurden gezogen und Theodors Gegner fiel unter seinen Stößen. Als die Wuth des Siegers auf diese Weise gekühlt war, rief er, auf einmal zur Besinnung kommend, er sei verloren und ein Kind des Todes. Ich war außer den beiden ganz allein im Zimmer. Ich näherte mich dem Chevalier und sagte ihm, wenn er mir einen Wechsel von tausend Louisd'ors unterschreibe, den ich gleichzeitig aus der Tasche zog, so wolle ich ihn gegen alle Verfolgungen sicher stellen. Er willigte auf der Stelle ein. Anfangs freuete ich mich, daß mein Plan so gut gelungen war. Einige Augenblicke des Nachdenkens reichten jedoch hin, um mir meine Unklugheit vor Augen zu führen, weil ich kein anderes Mittel hatte, ihn in Sicherheit zu bringen, als ihn hierher zu führen, und weil ich andererseits nicht fähig war, ihn zu verlassen, nachdem ich einen solchen Preis für meinen Schutz erlangt hatte. Ich habe daher seine Flucht begünstigt und meine Belohnung erhalten; aber was soll ich nun thun, meine Freunde, um den Gefahren und Mislichkeiten meiner Unklugheit vorzubeugen?“

„Nach einer langen Berathung ward beschlossen, daß man Theodor einen feierlichen Eid schwören lassen

solle, uns niemals zu verrathen und keinem Menschen etwas von unserm Aufenthaltsorte zu sagen, und daß wir dagegen uns Alle, einer nach dem andern, in seiner Gegenwart verbindlich machen wollten, Alles, was in unsern Kräften stünde, aufzubieten, um ihn um's Leben zu bringen, wenn wir jemals erführen, daß er seinen Schwur gebrochen.

„Er willigte ohne Weiteres in diesen Vorschlag, denn er sah wahrscheinlich voraus, daß wir, wenn er sich geweigert hätte, ihn wahrscheinlich lebenslanglich hier gefangen gehalten haben würden. Dieser Vorschlag war auch wirklich von einem der Räuber gemacht worden; aber Grunzer bemerkte, wenn jemals ihr Schlupfwinkel von den Dienern der Justiz entdeckt würde und man einen Mann von Rang als Gefangenen darin vorfände, so würde ihnen gegen ein so unwiderlegliches Zeugniß vor Gericht kein Verteidigungsmittel übrig bleiben.

„Kurze Zeit nachher, nachdem der Chevalier versprochen, den tausend Louisd'ors, welche Grunzer empfangen, noch dreihundert hinzuzufügen, reiste dieser Letztere wieder nach Paris, um sich zu überzeugen, ob Theodor's Gegner an seinen Wunden gestorben sei, oder nicht. Nach seiner Rückkehr theilte er dem Chevalier mit, daß die Wunde nicht tödtlich gewesen und

der junge Edelmann beinahe vollkommen wiederhergestellt sei.

„Theodor verließ uns hierauf, und wir hörten eine Zeit lang nicht wieder von ihm sprechen. Eines Nachts bemerkte der wachhabende Räuber einen Reiter, welcher durch die Ruinen ritt, von welchen das Schloß umgeben war, und machte Lärm. Alles eilte zu den Waffen. Bald aber zerstreute die Stimme des Chevaliers, welche man in dem Hofe vernahm, alle Befürchtungen.

„Als Grunzer ihn wieder sah, ärgerte er sich, daß er ihm nicht verboten hatte, das Schloß wieder zu betreten; aber immer bereit, sich durch den Reiz des Gewinnes verlocken zu lassen, willigte er ein, ihm noch einmal zu dienen, und noch vor Sonnenaufgang reiste Theodor wieder ab.

„Der Chevalier,“ sagte Grunzer, als er fort war, „hat mir fünfhundert Louisd'ors geboten, wenn ich seine Schwester hier im Schlosse verbergen will. Ich habe sie angenommen. Sie will, wie er mir gesagt hat, einen Mann von niedrigem Range heirathen, der ihrer nicht würdig ist. Er hat sich vorgenommen, diese Heirath zu verhindern, indem er sie in ein Kloster sperren läßt, sobald er eins gefunden haben wird, welches seinen Absichten entspricht. Mittlerweile aber will er sie in diesem Schlosse lassen, weil er es für unum-

gänglich nöthig hält, sie unverweilt von dem Gegenstande ihrer Liebe zu trennen.“

„Grunzer hatte sich verbindlich gemacht, die vorgebliche Schwester Theodors selbst abzuholen. Dieser hatte ihm empfohlen, sie mit der größten Rücksicht zu behandeln. Grunzer schlug mir vor, ihn auf dieser Expedition zu begleiten. Ich willigte ein. Die von Theodor erfundene Geschichte war mir sehr wahrscheinlich vorgekommen. Ein anderer unserer Kameraden bekam Befehl, uns zu folgen. Zur verabredeten Stunde, und nachdem wir uns verkleidet, machten wir uns auf den Weg, indem wir uns eines schlechten Wagens bedienten, der noch vor der Zeit, wo die Räuber sich in dem Schlosse einnisteten, darin zurückgelassen worden war.

„Wir hielten unterwegs nur zwei Mal und dann nur auf kurze Zeit. Die erste Herberge, auf welche wir stießen, war in einer Gegend gelegen, in welcher es ziemlich lebhaft zuging. Demzufolge gingen wir bis zu der Hütte, wo Du einen ganzen Tag zugebracht hast. Durch ein gutes Stück Geld bewogen wir den Holzhauer, der dieses Häuschen bewohnte, bei unserer Rückkehr Dich darin aufzunehmen. Was die zweite Herberge betraf, so hielten wir es nicht für nöthig, dieselbe Vorsicht anzuwenden, weil wir nur kurze Zeit

darin zubringen wollten und zwar mitten in der Nacht. —

„Wir kamen an der Stelle an, wo Grunzer mit dem Chevalier zusammentreffen sollte. Auf das zwischen dem jungen Mädchen, welches Dich bediente, und Theodor verabredete Signal schrie die Erstere Feuer! und öffnete die Thür, unter dem Vorwande, Hilfe herbeizuholen. Wir traten ein. Wir benutzten Deine Ohnmacht, um Dich in den Wagen zu tragen, der in kurzer Entfernung von Deiner Wohnung hielt und bei welchem unser Kamerad zurückgeblieben war. Er stieg mit uns wieder ein, und Grunzer und ich führten die Pferde.

„Dein Costüm und die Hütte, in welcher wir Dich fanden, und die einer Schwester des Chevaliers durchaus nicht angemessen zu sein schien, erzeugte in uns einigen Argwohn gegen die Wahrheit dessen, was Theodor uns gesagt hatte. Er spottete aber unserer Bedenklichkeiten und gab uns eine Erklärung, welche, wie ich gestehe, weder Grunzer noch mich befriedigte.

„In der kleinen Herberge, wo wir zum ersten Male anhielten, erregte unsere Ankunft allgemeine Aufmerksamkeit. Ein ziemlich gut ausgesonnenes Märchen, welches Grunzer dem Wirthe erzählte, befriedigte Alle; in Manny's Hütte aber, welche mitten im Walde

lag, hielten wir es nicht für nothwendig, Rechenschaft von unseren Handlungen zu geben.“

Hier konnte Lauretta nicht umhin, ihren Vater zu unterbrechen und ihn zu fragen, warum Grunzer, da er nicht nach ihrem Leben trachtete, den Degen gezogen hatte, als sie das Mitleid dessen anflehete, der sie im Wagen begleitet hatte.

„Dies war,“ antwortete Graf Byroff, „seine stumme Drohung Grunzers gegen seinen Kameraden, um ihn zu hindern, Dich von dem Orte Deiner Bestimmung in Kenntniß zu setzen, weil der Chevalier befohlen hatte, Dir dies sorgfältig zu verschweigen. Grunzer hatte bis jetzt vergessen, uns von diesem Umstande in Kenntniß zu setzen.“

„Als wir diese Herberge verließen,“ fuhr der Graf fort, „setzten wir uns an die Stelle unseres Kameraden in den Wagen, welcher seinerseits nun die Funktion des Kutschers übernahm. Als wir in der Hütte der alten Nanny ankamen, ließen wir ihn immer vorausgehen, um auf dem Schlosse Alles zu Euerem Empfange in Bereitschaft setzen zu lassen.“

„Unser Wagen war, wie ich schon bemerkt habe, seit langer Zeit nicht in Gebrauch gewesen, und wir waren immer — wie Du wohl bemerkt haben wirst — auf kaum gebahnten Wegen gefahren. Auch glaubten wir uns nicht mit Sicherheit seiner fernere bedienen zu

können, und während Du Dich in der Hütte befandest, fuhren wir ihn in die Mitte des Waldes hinein; hier ließen wir ihn und kamen zu Pferde in die Hütte zurück. — Du weißt eben so gut als ich, was von dieser Stelle an bis zum Schlosse während der übrigen Reise vorgegangen ist.“

„Es war also,“ sagte Lauretta, „einer der Räuber, den ich durch eine Thür kommen sah, welche in den Hof des Schlosses führt. Sein Anblick verursachte mir großen Schrecken, denn ich glaubte Theodor zu erkennen.“

„Du irrtest Dich auch nicht,“ antwortete der Graf. „Er glaubte nicht, daß wir schon wieder zurückwären, und da er blos zufällig in den Hof trat, so zog er sich schnell zurück, als er uns bemerkte. Wir waren überein gekommen, alles Mögliche zu thun, um Dich glauben zu machen, dieses Schloß sei unbewohnt, damit Du, wenn es Dir gelänge, zu entfliehen, oder wenn Du auf irgend einem andern Wege wieder in die Welt zurückkehrtest, nicht glauben möchtest, daß Deine Feinde diese verfallenen Ruinen bewohnten.“

„Wer aber waren die Personen, welche ich am zweiten Tage meiner Haft sich der Thür meines Gefängnisses nähern hörte?“

„Einige Räuber,“ antwortete der Graf, „welche seit mehreren Tagen auf einer Expedition abwesend und

nicht unterrichtet, daß Du damals dort wohntest, sich vorgenommen hatten, ihre Beute in einem geheimen Wandschranke Deines Zimmers aufheben wollten, woran sie jedoch durch Grunzers Dazwischenkunft verhindert wurden.“

Der Graf schwieg. Lauretta hatte mit dem lebhaftesten Interesse und einem mit Furcht gemischten Gefühle von Freude die Erklärung der schändlichen und geheimen Handlungsweise Theodors und ihrer eigenen Befürchtungen angehört. Während ihr Vater einen Augenblick ausruhete, sendete sie ein Kurzes, aber aufrichtiges Dankgebet zum Himmel empor, der ihr den Muth gegeben hatte, so viele Leiden zu ertragen und der ihr Vertrauen durch sein wohlthätiges Einschreiten belohnt.

Nach einiger Zeit hob der Graf wieder an: „Du wirst Dich entsinnen, daß Du ohnmächtig aus dem Hofe auf das Bett des Zimmers getragen wurdest, welches Dir zum Gefängniß diente, und daß Du, als Du wieder zu Dir kamst, meinen Schutz anriefst. In diesem Augenblicke geschah es, daß Deine Stimme und Deine Züge einen plötzlichen Eindruck auf mich machten. Ich fand darin eine starke Aehnlichkeit mit der Stimme und den Zügen Deiner Mutter, als sie in der letzten Nacht, wo ich sie sah, mir über den vermeinten Mord des Grafen von Krenskild

Vorwürfe machte, da ich aber nicht wußte, daß sie ein Kind geboren, so erstaunte ich bloß über eine so frappante Aehnlichkeit zwischen zwei Personen, von denen ich nicht einen Augenblick glaubte, daß sie durch die Bande des Blutes einander angehörten, und ich bemühte mich daher, nicht weiter daran zu denken.

„Grunzer übernahm es selbst, Dich zu bedienen. Ich hätte allerdings gewünscht, daß er mir dieses Amt anvertraut hätte, aber ich hatte nicht einmal einen Vorwand, um dieses Verlangen an ihn zu stellen.

„Am dem Tage, wo Du nach dem Einsturze Deines Gefängnisses aus dem Schlosse entflohest, war ich der Erste, der Deine Flucht bemerkte.“

Hier unterbrach Lauretta ihren Vater, um Alphons die wunderbare Weise bemerklich zu machen, auf welche die Vorsehung ihr ungeachtet der Höhe, von welcher sie herabgestürzt, das Leben erhalten hatte. Graf Byroff lächelte über dieses vermeinte Wunder und theilte ihr mit, daß an dem von den Räubern bewohnten äußersten Ende des Schlosses sieben Thürme vorhanden seien, welche einer über den andern emporragten, und daß sie in dem niedrigsten eingeschlossen gewesen sei, dessen Fußboden kaum drei Fuß über der Erde sich befinde.

„Niemand,“ fuhr der Graf fort, „hatte das Einstürzen der Mauer gehört. Der, welcher die Wache

im Hofe hatte, hörte allerdings das Geräusch der fallenden Steine, aber dieses Geräusch war in diesen Mauern, welche bei dem geringsten Windstoße nach allen Seiten hin zerbröckelten, so gewöhnlich, daß er weiter nicht darauf achtete.

„Der Morgen war schon sehr weit vorgerückt, als ich auf einem Spaziergange an dem Thurme vorüberkommend, eine Oeffnung in der Mauer sah. Ueberzeugt, daß ich Dich nicht mehr darin finden würde, trat ich dennoch hinein, um mich davon zu überzeugen. Das jezt an Deinem Halse hängende Kreuz fiel mir plötzlich in die Augen, und ich erkannte es augenblicklich als das, welches ich einmal Deiner Mutter gegeben. Dieser Umstand und Deine Aehnlichkeit mit meiner Lauretta erlaubten mir nicht mehr zu zweifeln, daß Du ihre Tochter seist. Aber ich glaubte, Graf Friedrich Krenskild sei Dein Vater.

„Andererseits überzeugt, daß Deine Mutter nicht einen Sohn von dem Alter Theodors haben konnte, zögerte ich nicht mehr, zu glauben, daß dieser Letztere Grunzer getäuscht habe, aber ich beschloß, zu schweigen, bis das künsteige Verhalten Theodor's mir dieses seltsame Geheimniß erklärt haben würde. Ich verbarg demzufolge das Kreuz in meinem Busen und ging, um Grunzer von Deiner Flucht in Kenntniß zu setzen. —

„Diese Nachricht betrübte und beunruhigte ihn besonders um der Gesammtheit willen, für welche seine verwegene Unklugheit, indem er Theodor von diesem Schlupfwinkel in Kenntniß setzte, die verderblichsten Folgen herbeiführen konnte. Auch fürchtete er, wenn es nicht gelänge, Dich wieder einzuholen, daß der junge Cavalier sich für das Rächen würde, was er für eine Folge unserer Nachlässigkeit halten könnte.

„Nach allen Seiten hin wurden Verittene ausgesendet, um Dich zu verfolgen, aber ihre Bemühungen waren vergeblich. Am andern Tage Abends kam Theodor und ward wüthend, als er sich in seinen verwechlerischen Hoffnungen getäuscht sah. Er entfernte sich wieder, um Dich ebenfalls mit aufsuchen zu helfen, wobei er fortwährend betheuerte, daß Du seine Schwester seist. So vergingen mehrere Tage, während deren die Räuber ununterbrochen ihre Nachforschungen fortsetzten und zuweilen zurückkamen, um die weiteren Befehle Grunzers oder Theodor's zu empfangen. Einer von diesen beiden blieb nämlich immer im Schlosse.

Endlich brachte einer der Banditen die Nachricht, daß ein Bauer, den er ausgefragt, ihm gesagt habe er habe an dem Tage, wo Du aus dem Schlosse entflohen warst, den alten Eremiten, der am Saume des Waldes wohnte, eine Frau in seine Klause führen sehen. —

„Theodor hatte vorher den Befehl gegeben, das sicherste und festeste Gemach des Schlosses für den Fall, daß Du wieder eingeholt würdest, in Bereitschaft zu setzen. Grunzer hatte demgemäß die von den Räubern so genannte Höhle in Stand setzen lassen, welche mit einem der Zimmer des Schlosses durch einen unterirdischen Gang in Verbindung steht. Nachdem der Chevalier sich überzeugt, daß Alles bereit war, nahm er einen der Räuber mit, und da gerade kein Pferd mehr im Stalle war, so machten sie sich zu Fuße auf den Weg nach der Einsiedelei.

„Ich beschloß, Alles, was in meinen Kräften stünde, zu thun, um meine Zweifel aufzuklären und um sicher zu erfahren, ob der Name meiner Gemahlin Dir bekannt wäre. Demgemäß folgte ich ihnen, und nachdem ich mich in ein dichtes Gebüsch gestellt, beschloß ich, was auch daraus kommen möchte, im Augenblicke Deines Vorübergehens den Namen meiner Gemahlin auszusprechen, überzeugt, daß, wenn Du diesen Namen kenntest, das Erstaunen, ihn an einem solchen Orte auszusprechen zu hören, Dir einen Ausruf entlocken würde, der mich über das belehrte, was ich so eifrigst zu erfahren wünschte. Ich war überdies fest entschlossen, wenn Du die Tochter meiner Lauretta wärest, Dich mit allen meinen Kräften in Schutz zu

nehmen, schon aus Rücksicht auf die Liebe, die ich einst für sie empfunden.

„Ein Schauer durchrieselte mich, als ich Deine Antwort vernahm. Ich glaubte die Stimme derjenigen zu hören, die ich verloren. Während Theodor Dich ausfragte, schlich ich mich leise auf die entgegengesetzte Seite von der, wo ich gerufen, und als er nach der Stelle sprang, von welcher der Ton meiner Stimme ausgegangen war, entriß ich Dich den Händen seines Spießgesellen und führte Dich nach der Höhle. Da Theodor diesen Ort zu Deinem Gefängnisse bestimmt hatte, so glaubte ich, er werde niemals auf die Vermuthung kommen, daß man denselben gewählt hätte, um Dich seinen Verfolgungen zu entziehen, um so mehr, als er glauben würde, Du seist auf irgend eine übernatürliche Weise befreit worden.

„Ohne daß Jemand meine Abwesenheit bemerkt hätte, kam ich kurz vor Theodor wieder in dem Schlosse an. Er war durch die Hilfe aufgehalten worden, die er genöthigt gewesen, seinem Begleiter zu leisten. Es that mir sehr leid, einen Mann, der mich niemals beleidigt, auf diese Weise gemißhandelt zu haben, aber ich hatte kein anderes Mittel, um Dich, ohne entdeckt zu werden, seinen Armen zu entreißen.

„Ich glaube sogar, daß ich in diesem schrecklichen Augenblicke, und wenn seine Gegenwehr mir bloß die

Wahl gelassen hätte, ihn entweder umzubringen oder Deine Rettung aufzugeben, keinen Anstand genommen haben würde, ihn zu erdolchen. Ich danke dem Himmel, daß er mich nicht in diese grausame Nothwendigkeit versezt hat. Als Schutz gegen die Gewaltthätigkeit Theodor's, wenn er Deinen Zufluchtsort entdeckte, ließ ich auf dem Tische einen Dolch zurück, dessen Anblick Dir sicherlich etwas auffällig erschienen sein mag. —

„Ich hatte diese Nacht selbst die Wache. Zitternd eilte ich zu Dir und verließ dann die Höhle wieder, außer mir vor Freude, daß ich meine eigene Tochter gerettet hatte.

„Theodor und die Räuber begannen ihre Nachforschungen auf's Neue. Der Erstere stieß fortwährend die furchtbarsten Schwüre aus, daß er sich auf eine furchtbare Weise an denen rächen wolle, die Dich befreit hätten.

„Ich wagte nicht mehr, Dich zu besuchen, bis in der Nacht, wo die Reihe der Wache wieder an mich kam und während welcher ich mir vorgenommen hatte, unsere Flucht in's Werk zu sezen. Die Vorsehung hat unser Vorhaben begünstigt.

„Den Räubern getraute ich mich nicht, meine Entdeckung mitzuthellen, weil ich fürchtete, daß sie mich nicht würden ziehen lassen wollen. Die Unruhe, welche

ich mehrmals unterwegs zu erkennen gab, hatte ihren Grund in der Furcht, von ihnen wieder eingeholt und auf immer von Dir getrennt zu werden. In der That wollte gestern früh Grunzer, als er sich nach dem Tode Theodor's entfernte, mich nicht anhören und drohete mir mit der Rache, die einem Verräther gebühre. Aber," fuhr der Graf fort, „wir werden irgend einen verborgenen Zufluchtsort aussuchen, wo das Geheimniß, welches meine Stellung erheischt, mich vor den Gefahren schützen wird, welchen außerdem die Rache der Räuber mich aussetzen würde.

„Verzeiht, meine Kinder“ — so schloß Graf Byroff seinen langen Bericht — „verzeiht diese unfreiwilligen Thränen, welche meinen Augen entströmen; es werden die letzten sein, welche mir meine Leiden auspressen. Das Unglück hat mich, so zu sagen, an seinem Rande auf die Spur eines Engels geführt, dessen Existenz ich nicht einmal kannte. Ihm verdanke ich meine Lauretta, deren süßes Lächeln und zärtliche Liebesungen mir nicht mehr gestatten werden, schmerzliche Blicke auf die Vergangenheit zurückzuwerfen.“

Einundzwanzigstes Kapitel.

Unsere Reisenden machten erst am Abend Halt, um in einer Herberge zu übernachten. Als sie hier ankamen, sah sich Alphons genöthigt, zu bekennen, daß er sich sehr krank fühle. Er mußte sofort zu Bett gebracht werden.

Die Feuchtigkeit und Kälte der Nacht, in welcher er das Schloß Schmalau verlassen, die Anstrengung, der plöbliche und gewaltsame Uebergang vom Schmerz zur Freude, die Gewalt, welche er sich während des Tages und der Nacht vorher angethan, um seinen Zustand zu verbergen und nicht durch Liegenbleiben die Sicherheit des Vaters seiner Lauretta zu gefährden — alles Dies zusammengenommen hatte ihm ein stärkeres Fieber zugezogen, als das gewesen, von welchem er kaum hergestellt war. Sein Leben stand in um so größerer Gefahr, als er nicht viel Kräfte besaß, um die Krankheit zu bekämpfen.

Graf Byroff übernahm es, ihm sofort alle Hilfe zu verschaffen, die in dem Dorfe, in welchem sie sich befanden, aufzutreiben möglich war. Lauretta wachte die ganze Nacht bei ihm. Am andern Morgen wurden die Symptome noch beunruhigender.

Bis zum fünften Tage nahm das Fieber an Heftigkeit fortwährend zu, und der Arzt hatte nur sehr schwache Hoffnung gemacht. Dann aber erklärte er, der Kranke sei außer Gefahr; gleichzeitig jedoch empfahl er dem Grafen und Lauretta, die von ihm vorgeschriebene Behandlung streng zu befolgen und ihn nicht durch eine übel angewendete Nachsicht einem tödtlichen Rückfalle auszusetzen.

Lauretta hatte ihren Gatten keinen Augenblick verlassen. Ihr Vater, der ihren Bitten nicht zu widerstehen und sie nicht zu bewegen vermocht, sich Ruhe zu gönnen, hegte jetzt die größten Besorgnisse in Bezug auf die Gesundheit seiner Tochter. Sie hatte fünf Nächte nicht geschlafen und eine gleiche Anzahl Tage ohne einen Augenblick Ruhe zugebracht. Obgleich Alphons außer Gefahr war, so sah sich der Graf doch genöthigt, ihr zu befehlen, sich künftig alle Nächte regelmäßig niederzulegen, indem er ihr gleichzeitig versprach, während sie schlief, selbst bei ihrem Gatten zu wachen, und wenn in dem Zustande des Kranken eine erhebliche Veränderung einträte, sie davon augenblicklich in Kenntniß zu setzen.

Lauretta hatte sich kaum entfernt, als Alphons zu trinken verlangte. Die Wirthin bereitete eben in der Küche den Trank, der ihm verordnet worden war. Der Graf ging hinunter, um ihn zu holen. Auf der Treppe hörte er den verworrenen Lärm von Leuten, welche sehr laut sprachen und aus vollem Halse lachten. Als der Lärm einen Augenblick aufhörte, unterschied der Graf die Stimme eines Mannes, dessen Klagen eben das Gelächter der Zuhörer zu erregen schienen.

„Der Teufel soll mich holen,“ rief dieser Mensch, „wenn ich nicht Alles darum gäbe, wenn ich todt wäre!“

Der Graf erreichte die Thür der Küche in dem Augenblicke, wo diese Worte das schallendste Gelächter hervorriefen. Aber wer beschreibt sein Erstaunen, als nachdem er kaum eingetreten, ein Mensch, dessen Züge er bei dem matten Schein der von der Decke herabhängenden Lampe nicht sogleich zu erkennen vermochte, aufsprang, ein Glas Wein, welches er eben an seine Lippen setzte, fallen ließ, auf ihn zu sprang, sich ihm zu Füßen warf, seine Kniee umfasste und rief:

„Ach, da seid Ihr! da seid Ihr!“

Der Graf erkannte Jacques Perlet.

„Er ist närrisch, er ist närrisch,“ riefen zwei oder drei der Umstehenden, und das schallende Gelächter vermehrte sich.

Die Freude gestattete Jacques eine Zeit lang nicht, auch nur ein einziges Wort hervorzubringen. Die Ueberraschung brachte auf den Grafen dieselbe Wirkung hervor. Der Wirth, welcher dieses Schweigen des Grafen falsch deutete, trat herzu, um ihn von diesem lästigen Supplikanten zu befreien. Er fasste mit beiden Händen Jacques am linken Arme. Jacques sprang augenblicklich auf, und wenn der Graf ihm nicht den rechten Arm gehalten hätte, so hätte der Wirth einen Hieb bekommen, der es ihn würde haben bereuen lassen, sich in diese Angelegenheit gemischt zu haben. —

Der schleunige Rückzug des Wirthes brachte nun die Lacher auf Jacques' Seite. Der Spott erfüllt

oft mit Muth selbst Diejenigen, die nicht sehr empfänglich dafür zu sein schienen. Der Wirth drehte sich wieder herum und machte sich kampffertig, als der Graf zwischen die beiden Streitenden trat und erklärte, daß er an Jacques das größte Interesse nehme, und daß man den Streit möge ruhen lassen.

Mehr bedurfte es nicht, um die Wuth des Wirthes sofort zu beschwichtigen, und Jacques beeilte sich, den ersten Augenblick des Schweigens zu benutzen, um laut seine Freude darüber zu erkennen zu geben, daß er seinen „Herrn“ wiedergefunden.

In seinem Jubel rief er, der Graf wäre der einzige gute Mensch, der jemals geschaffen worden, in dessen mit Ausnahme seines eigenen Vaters, der aber schon lange todt sei.

Nachdem der Streit auf diese Weise geendet war, führte der Frieden wieder die Verwirrung der Sprachen herbei, denn Jacques schwakte, nachdem er einmal den Gebrauch seiner Zunge wiedergefunden, unaufhörlich.

„Ach, mein Herr!“ sagte er, „wie habt Ihr Euch entschließen können, das Schloß zu verlassen, ohne mich mitzunehmen? Zweifelst Ihr vielleicht an meiner Treue? Nein, ich bin überzeugt, daran habt Ihr nicht gezweifelt. Für Alles in der Welt wäre ich nicht ohne Euch an jenem verwünschten Orte geblieben. Es war ja meiner Treu dort noch schlimmer als in der Bastille. — Aber, Gott sei Dank, ich habe Euch wiedergefunden, und wenn ich Euch jemals wieder verlasse, so sollen mein Onkel und Grunzer mich augenblicklich alle beide erwischen.“

Andererseits und gleichzeitig erzählte der Wirth den Umstehenden, Jacques sei vor ungefähr zwei Stunden zu Fuße angekommen und habe nach einer Person gefragt — „ich sehe jetzt wohl,“ sagte der Wirth, indem er sich gegen den Grafen wendete, „daß er Euch gemeint hat“ — ohne die geringste Beschreibung geben zu können, indem er bloß zuweilen hinzufügte, bald, daß die fragliche Person eine Dame, bald, daß sie eine junge Dame und einen jungen Mann bei sich habe, bald endlich, daß sie ganz allein sei.

„Dabei,“ fuhr der Wirth fort, „sprach er halb deutsch, halb französisch, und zwar auf so merkwürdige Art, daß man nicht die Hälfte von dem verstand, was er sagte. Er sprach unaufhörlich von einer Bastille. Wir Alle hielten ihn hier für wahnsinnig und machten uns auf seine Kosten lustig, als Ihr eben eintratet.“

Der Graf benutzte den ersten Augenblick des Schweigens, um dem Wirth und der Wirthin mitzutheilen, daß Jacques ein Mensch sei, für welchen er die aufrichtigste Anhänglichkeit hege, weshalb er ihm empfahl, ihn gut zu behandeln. Er kehrte sodann zu Jacques zurück und sagte ihm, er müsse ihn jetzt wieder verlassen, um bei einem kranken Freunde zu wachen. Nachdem er ihn noch aufgefordert, künftig mit mehr Vorsicht zu sprechen und ihm versprochen, ihn den andern Morgen früh bei guter Zeit wieder aufzusuchen, kehrte er in Alphons' Zimmer zurück.

Graf Byroff freuete sich sehr, Jacques Perlet auf so unerwartete Weise wiedergefunden zu haben. Er wußte, daß dieser ehrliche Bursche ihm aufrichtig

ergeben war, und versprach sich während der übrigen Reise großen Nutzen von ihm. Er wunderte sich nicht, daß es einem Menschen, der aus der Bastille entflohen, gelungen war, auch aus jenem Schlosse zu entkommen; aber er war neugierig, zu erfahren, durch welchen glücklichen Zufall der arme Jacques seinen Herrn wiedergefunden hatte.

Sobald es Tag war, kehrte Lauretta in das Zimmer ihres Vatters zurück; sie fand ihn eingeschlafen. Der Graf verließ geräuschlos das Zimmer und überließ seiner Tochter die für sie so süße Sorge, bei ihrem Alphons zu wachen.

Jacques war schon aufgestanden, und der Graf fand ihn auf einer Bank vor der Thür der Herberge sitzend, wo er beschäftigt war, seine Kunst an seinen eigenen Schuhen, welche seine Reise in sehr schlechten Zustand versetzt hatte, in Anwendung zu bringen.

Sobald er den Grafen erblickte, sprang er von seiner Bank auf, nahm eine Hand seines „lieben Herrn“ in die beiden seinigen und erneuerte ihm den Ausdruck der Freude, ihn wiedergefunden zu haben. Der Graf seinerseits versicherte ihn des Vergnügens, welches er empfand, ihn wiederzusehen, forderte ihn auf, wieder Platz zu nehmen, setzte sich neben ihn und fragte ihn, welcher Zufall ihn in diese Herberge geführt habe.

„Es war kein Zufall, gnädiger Herr, sondern vielmehr ein großes Glück,“ antwortete Jacques. „Sobald ich jenes Diebschloß im Rücken hatte, nahm ich mir vor, ganz Deutschland zu durchwandern und mich überall nach Euch zu erkundigen, bis ich Euch gefunden hätte. Ihr seht daraus, gnädiger Herr, wie

glücklich ich, Gott sei Dank gewesen bin, und ich hoffe, daß Ihr nun nicht weiter gehen werdet, ohne mich mitzunehmen.“

Der Graf beeilte sich, ihn in dieser Beziehung zu beruhigen, und unterrichtete ihn von den Ursachen, die ihn bewogen hatten, das Schloß zu verlassen. Auch erzählte er ihm das Wichtigste von dem, was ihm seit seiner Flucht begegnet war.

„Sehr gut, gnädiger Herr, und wie glaubt Ihr, daß ich meine Flucht bewerkstelligt habe?“

„Ich weiß, daß Du ein erfindertisches Genie bist; aber ich kann nicht begreifen, wie Du die Wachsamkeit der Banditen hast täuschen können, welche nach meiner Entweichung doch ganz gewiß verdoppelt worden ist.“

„Nun, so will ich es Euch sagen, gnädiger Herr. — Grunzer kam während der Nacht zurück; er berief sofort eine Generalversammlung der ganzen Bande. Er theilte uns Theodor's Tod mit und setzte hinzu, daß seine angebliche Schwester Eure Tochter sei. Ein Jeder hatte eine andere Meinung über dieses Ereigniß. Indessen kamen Alle dahin überein, daß es ganz natürlich sei, daß Ihr mit Eurer Tochter entflohen wäret. Eben so versicherten sie auch, daß sie Euch für einen Ehrenmann hielten, der nach der Art und Weise, auf welche sie Euch behandelt hätten, sie ganz gewiß nicht verrathen würde. Demzufolge ward beschlossen, daß man Euch nicht verfolgen und eben so auch kein Leids thun wolle, wenn der Zufall Euch wieder in ihre Hände fallen ließe.“

„Jetzt, mein Herr, komme ich auf das, was mich betrifft. Als ich erfuhr, daß Ihr fort wäret, um nicht

wieder zu kommen, bekam ich die größte Lust, es eben so zu machen, aber ich wagte nicht mir die Erlaubniß dazu zu erbitten, weil ich fürchtete, sie möchten zu mir nicht dasselbe gute Zutrauen haben, welches sie zu Euch hatten, und wenn ich ein solches Verlangen stellte, so konnte ich mich darauf gefaßt machen, auf eine Weise überwacht zu werden, die meine Flucht unmöglich machte. Ich begnügte mich daher mit lauten Klagen darüber, daß ich Euch nicht wiedersehen sollte, und erklärte, wenn Ihr den nächsten Tag noch nicht wieder zurückwäret, so würde ich mir das Leben nehmen. Die Räuber verlachten mich. Aber ich wußte wohl, was ich that. Den nächsten Tag schien ich von Kummer ganz zu Boden gedrückt zu werden. Als die Nacht einbrach, fragten sie mich, ob ich noch Lust hätte, mein Wort zu halten. Ich antwortete nichts, sondern legte mich völlig angekleidet zu Bett. Als ich sie Alle eingeschlafen glaubte, stand ich auf, rannte an dem, welcher die Wache hatte, schnell vorbei, erreichte den Teich, der auf der westlichen Seite des Schlosses liegt, und nachdem ich meinen Hut und mein Taschentuch auf einen großen Stein gelegt, kletterte ich wie eine Katze auf eine der alten Weiden, welche am Rande des Teiches stehen. Mehrere durch die Schildwache aufgeweckte Räuber kamen eiligst herbei. Sie suchten mich. Der Hut, den sie liegen sahen, ließ ihnen keinen Zweifel übrig, daß ich mich in das Wasser gestürzt hätte. Nachdem sie noch einige vergebliche Nachsuchungen angestellt, schlossen sie daraus, daß ich in den Schlamm versunken und erstickt sei. Sie entfernten sich wieder und verriethen weder Freude noch Bedauern. Als sie

fort waren, stieg ich von meinem Baume herunter, und von dieser Zeit an, gnädiger Herr, bin ich fortwährend marschirt, ohne zu wissen wohin.“

Die Ankunft des Arztes machte ihrer Unterhaltung ein Ende. Graf Byroff stand auf, um ihn auf Alphons' Zimmer zu begleiten.

Noch im Laufe desselben Vormittags ward Jacques Alphons und Lauretta vorgestellt. Der Erstere empfing ihn so gut, als ein Kranker Jemanden empfangen kann, und Lauretta wie einen Menschen, dem sie das Leben ihres Vaters verdankte.

Alphons' Gesundheit besserte sich zusehends. Nach Verlauf von abermals zehn Tagen versicherte der Arzt, daß er nun ohne Gefahr vor einem Rückfall seine Reise fortsetzen könne.

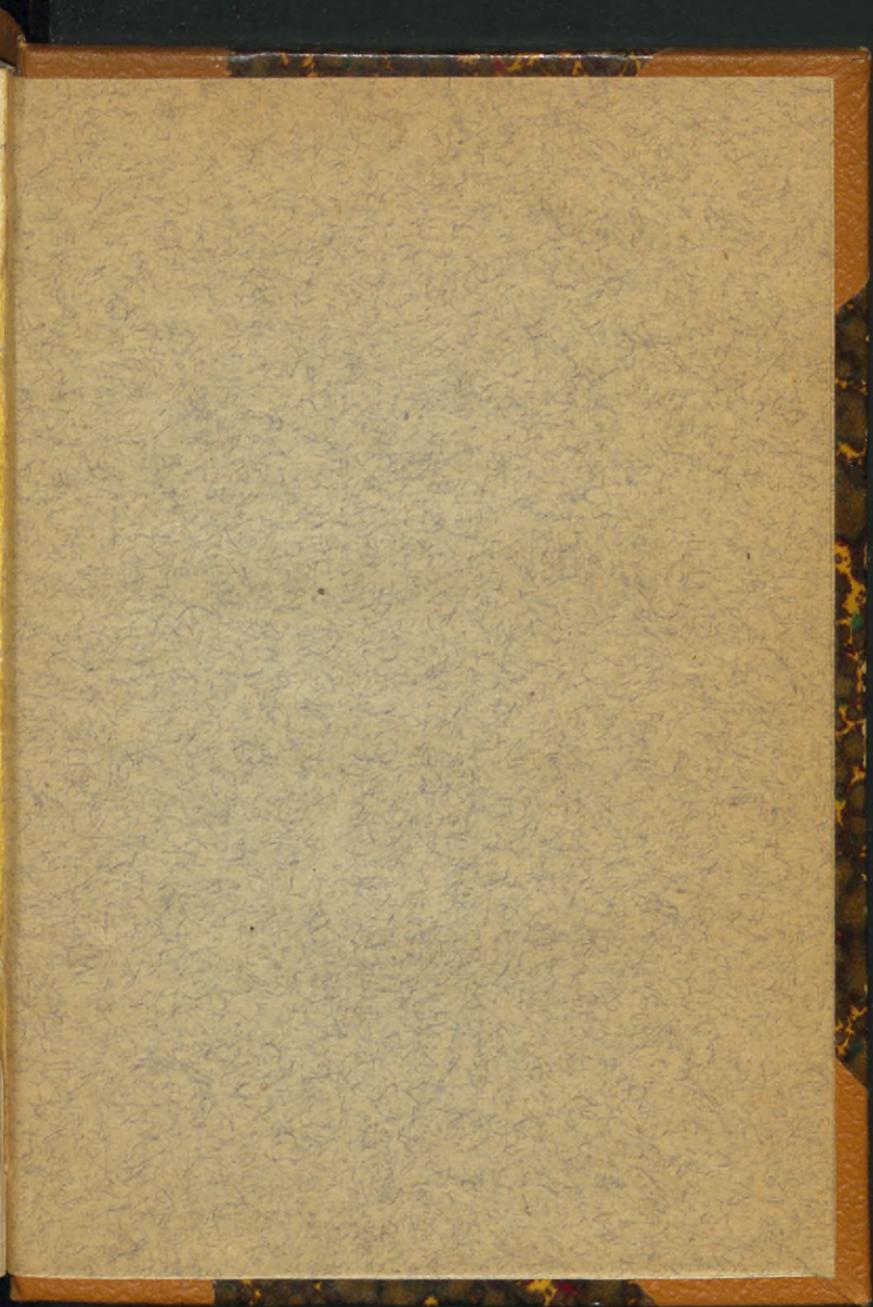
Die Reisenden machten sich demzufolge in Begleitung des treuen Jacques wieder auf den Weg und langten wohlbehalten in Hamburg an, wo sie sich nach Schweden einschiffen.

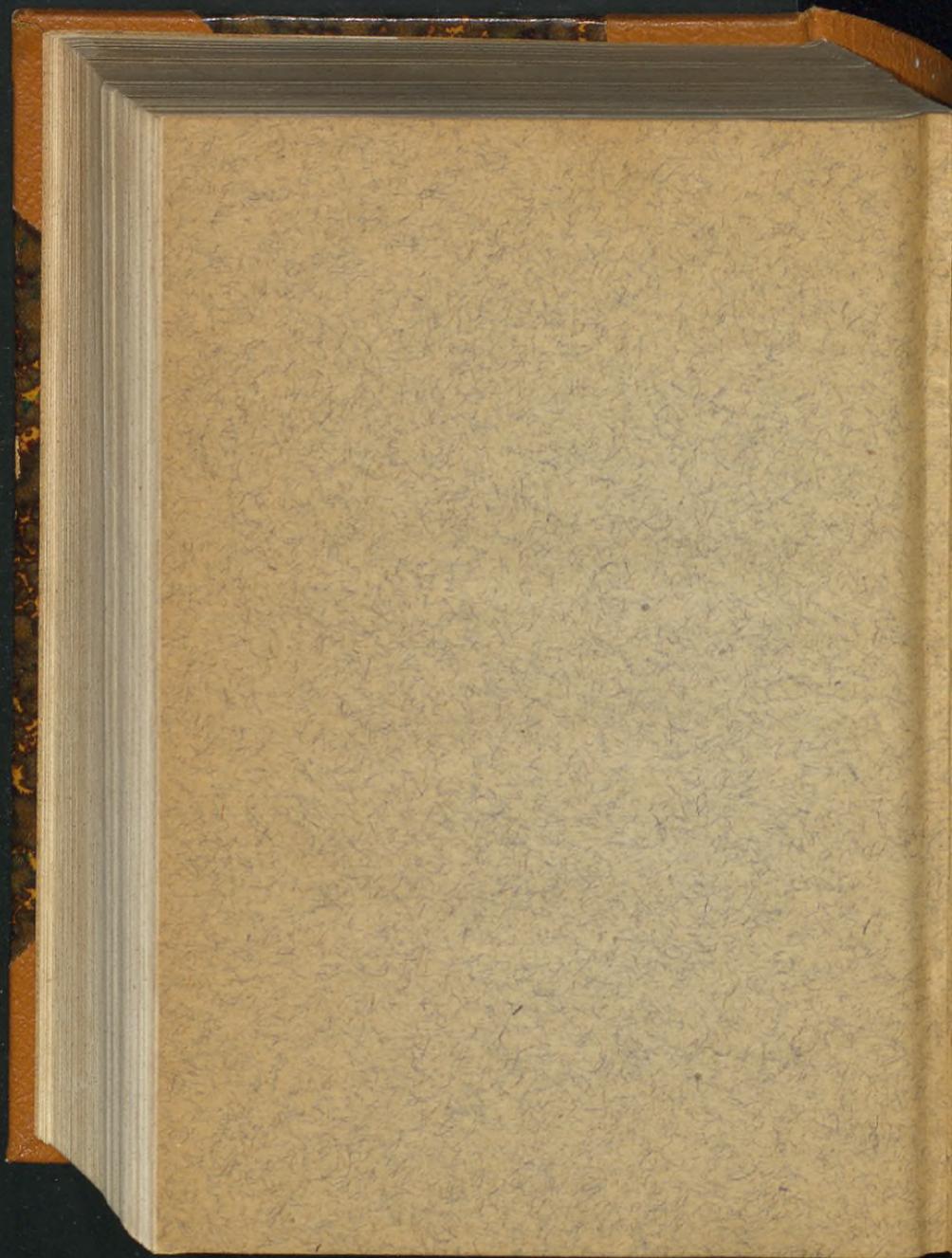
Auch diese kurze Seereise ging glücklich und ohne Unfall von Statten. Es begegnete ihnen überhaupt nichts Bemerkenswerthes, bis zu ihrer Ankunft in einem alleinstehenden Wirthshause, welches an der Heerstraße zwischen dem Schlosse Renskiöld und dem Hause des Grafen Fredrik lag und von diesen beiden Orten ungefähr eine Stunde Weges entfernt war.

---

Ende des fünften Theils.

Druck der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.





6000175340



Göteborgs universitetsbibliotek

